~~XVII~~ 118
~~5321~~
B
39
Coburger
Landes-
Bücherei

39

Gesammlete Romane

von

Friedrich Schulz.

E. Henne del & sc.

Zweiter Theil.

Prinzessin von Cleves.

Berlin, 1790.
bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

HERZOGL. S. C. BIBLIOTHEK
COBURG

Vorerinnerung.

Eben die Gründe, die mich bestimmt hatten, der Zaide ein Deutsches Gewand zu geben, haben mich vermocht, der Schwester derselben ein Gleiches zu thun. Die Verfasserin beyder verdient es wohl, ihren Talenten und ihrem Herzen nach, unsern Landsmänninnen so vortheilhaft bekannt zu werden, als sie es ihren Zeitgenossinnen war, und die Prinzessin von Cleves kann ihr, in so fern feines Gefühl,

Tugend, strenge Moralität, Einfalt und Adel aus diesem Werke wie aus ihr selbst sprechen, diesen Dienst unwidersprechlich leisten.

Wer die Zaide gelesen hat, wird finden, daß sie und die Prinzessin von Cleves von Einer Hand und aus Einem Herzen seyn müssen, nur hat jene eine mehr romantische und buntere Einfassung, als diese, die ein sanftes, einfaches, aber ganz vollendetes Gemählde eines zärtlichen und edlen Herzens ist, in welchem Liebe und Tugend um den Vorrang streiten. Ich gestehe, daß ich kein darstellendes Werk kenne, wo diese Aufgabe mit mehr Zartheit, feinem Gefühl, und tugendhafter Kenntniß des weiblichen Herzens durchgeführt und zu einem moralischen Zwecke geleitet worden wäre, als in diesem, und wer die sanfte, auf die innigste Kenntniß der Liebe gebauete Stufenfolge vom ersten Eindrucke bis zum äußersten Grade derselben auffassen nnd ihr nachgehen

will, wird finden, daß er einen in Handlung gesetzten Kommentar über jene Leidenschaft gelesen hat.

Auch in Absicht der schriftstellerischen Kunst ist die Prinzessin von Cleves, wie Zaide, sehr vorzüglich. Die Einfassung der erstern (die freylich für Deutsche Leser weniger interessant ist, als für Französische, und die deßhalb in meiner Bearbeitung hier und da verengert werden mußte) ist mit großer Einsicht und mit der tiefsten Kenntniß der wahren historischen Charakteristik jener Zeiten und jener Menschen abgefaßt und mit einer Täuschung um das eigentliche romantische Gemählde geschlungen, die selbst den ernsthaften Geschichtsforscher verleiten könnte, die nähern Umstände der Liebschaft der Prinzessin von Cleves mit dem Herzog von Nemours in den Annalen jener Zeiten aufzusuchen. Denn keine einzige historische Angabe ist entstellt, kein einziger Charakter

verschoben oder der Dichtung auch nur in dem kleinsten Zuge angepaßt worden.

Der Plan ist einfach und geht von der ersten Periode an ohne Sprünge, ohne Zwang der Verwicklung und von dieser der Entwicklung entgegen, und selbst das, was vom Anfange herein Episode scheint, zeigt sich, gerade wie in der Zaide, endlich als Motiv oder Erläuterung der Angaben im Hauptfaden der Geschichte. Ich wünschte, daß der Herr von Blankenburg, bey der Abfassung seines Versuchs über den Roman, hauptsächlich bey dem, was er von der Motivirung und Vorbereitung der Begebenheiten sagt, sich dieser beyden Romane erinnert hätte: sie halten in diesem Punkt noch strengere Proben aus, als die dort angezogenen und zur Nachahmung zergliederten Werke.

Der Styl ist ungekünstelt, elegant und korrekt, und selbst die strengsten Französischen

Litteratoren erkennen diese Vorzüge an. Ich habe gethan, was ich konnte, um bey Gelegenheit dieser Verdeutschung nicht auf mich anwenden zu lassen, was die Verfasserin anderswo von schlechten Uebersetzern sagt: daß sie ungeschickten Lakayen zu vergleichen wären, welche die Komplimente, die man ihnen aufträgt, in Grobheiten verwandeln. Ich habe mich bestrebt, das Original so wenig verlieren zu lassen, als Werke dieser Art, die im Tone der feinen Welt, der Liebe und Galanterie sprechen, in unserer Sprache beständig verlieren müssen. Ob dieß ein Unglück für unsre Sprache wie für unsre Nation ist, mag ich nicht untersuchen; aber ich wünschte doch, daß man mit unserer Sprache Alles sagen könnte. Daß man dieß mit ihr nicht könne, scheinen noch viele unserer Gelehrten nicht zu glauben, die ihren unerschöpflichen Reichthum in Absicht der Dichtkunst kennen und selbst verschwenderisch

genutzt haben; aber es ist gewiß, daß sie in Absicht der raschen, feinen, schmeichelnden Wendungen in der höhern und galanten Konversation, gerade so arm ist, als die Französische in Absicht der Gegenstände, die für ihre Schilderung Herz, Einfalt, Erhabenheit und Kühnheit verlangen. Wir sprechen, gegen die Franzosen gehalten, in unsrer Gesellschaftssprache, so schlicht, eingeschränkt und zum Theil roh, als die Franzosen, gegen uns gehalten, in ihrer Dichtersprache witzig, oder überspannt, aber immer nüchtern oder amphigourisch sprechen. Man hat schon die Güte gehabt, die ich mit herzlichem Dank erkenne, und mir einen leichten Konversationston zugeschrieben; aber ich darf darum doch versichern, daß ich noch einen großen Weg zu thun zu haben glaube, eh' ich mich der Zufriedenheit der Kenner Französischer Konversationssprache werde werth halten können: besonders seitdem ich mit eignen Augen und Ohren mich von den Französischen

Societäten und ihrem Tone habe unterrichten und seitdem ich aus der Uebersetzung eines meiner kleinen Romane *), dessen Style man gerade in Deutschland jene Tugend zuschrieb, nur zu deutlich habe sehen können, wie langsam und schwerfällig, selbst der rascheste Deutsche Vortrag, in Französische Worte übergekleidet, fortschreiten muß. Aber wir und unsre Sprache befinden uns deßhalb um nichts schlimmer. So lange wir für Galanterie, Frivolität, Konversation, Bonmot ꝛc. keine eigenen Wörter haben, so lange werden wir auch keine Weiber, die bloß aus Mode ihren Männern untreu sind, keine niedlichen Wichtigkeiten, keine in System gebrachte Afterrede und keine lachende Beleidigungs- Schmäh- und Demüthi-

*) Maurice, roman de Fr. Schulz, traduit de l'Allemand d'après la nouvelle edition. Lausanne & Paris, 1789.

gungskunst haben. Fast möchte ich sagen: kein Mensch kann etwas thun, was er nicht nennen kann; und wäre dieser Grundsatz ganz wahr, so wünschte ich, daß wir eine Menge Dinge den Franzosen nicht, eine Menge anderer aber, ihnen pünktlich Deutsch nachsagen könnten.

Weimar, den 1 Decbr. 1789.

S.

Erstes Buch.

In den letzten Jahren der Regierung Heinrichs des Zweyten war der Französische Hof eine Feenwelt mit Menschen bevölkert. Pracht, Galanterie, Ritterwesen und Schöngeisterey liefen in einen Punkt zusammen, und gewährten ein Schauspiel, dessen Glanz auch den blendete, der es wußte, daß es in dem Labyrinthe tausendfacher Kabalen gegeben wurde.

Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, hielt schon seit zwanzig Jahren die Neigung des Königs gefesselt, und die Feste und Feyerlichkeiten, die sich bey Hofe drängten, waren alle ihr zu Ehren angestellt. Ihr Namenzug und ihre Farben zeigten sich überall, und sie selbst konnte sich überall zeigen, weil die Gegenwart der Königin sie berechtigte, überall zu seyn, wo diese war.

Die Königin, Katharine von Medicis, war noch schön, obgleich nicht mehr in der ersten Jugendblüthe. Sie liebte Pracht, Aufwand und Vergnügungen, aber Begierde zu herrschen war ihre Leidenschaft. Es schien, als ob ihr die Neigung des Königs für die Herzogin nicht schmerzlich fiele, und nie ließ sie Eifersucht laut werden; aber sie verstand die Kunst der Verstellung in hohem Grade, und es war sehr schwer, ihre Gefühle und Gedanken zu ergründen. Politik bestimmte sie, Jene in ihrer Nähe zu behalten, weil sie dadurch den König in ihrer Nähe behielt.

Der König fand großen Geschmack an dem Umgange mit Weibern, selbst mit solchen, in die er nicht verliebt war. Wenn Cirkel bey der Königin war, fehlte er nie, weil sich da alles, was Schönes und Reitzendes von beyden Geschlechtern bey Hofe war, zusammen fand.

Nie muß ein Hof so viel schöne Männer und Weiber aufzuweisen gehabt haben. Die Natur schien hier Schönheit mit Größe vermählen zu wollen. Die Prinzeßin Elisabeth, nachmalige Königin von Spanien, entwickelte damals schon einen

außerordentlichen Geist und die siegende Schönheit, die nach der Zeit so traurige Folgen für sie hatte. Marie Stuart, Königin von Schottland, mit welcher sich vor kurzem der Dauphin vermählt hatte, und die man die Königin Dauphine nann= te, war an Geist und Körper gleich vollkommen. Die Erziehung, die sie am Französischen Hofe er= halten hatte, gab ihr alle Bildung und Feinheit desselben, ein natürlicher Hang zog sie zu allem, was schön war, und schon in früher Jugend war sie Liebhaberin und Kennerin desselben. Die Kö= nigin Katharine fand, wie des Königs Schwester, viel Geschmack an Versen, am Theater und an Musik; die Vorliebe Franz des Ersten zu den Mu= senkünsten, lebte noch in Frankreich, und da sein Sohn Vergnügen an Jagden, Turnieren und an= dern Ritterspielen fand, so wechselten Unterhal= tungen jeder Art bey Hofe. Was ihm aber die höchste Würde und Majestät gab, war eine große Anzahl von Männern, die jeder in seiner Art die Be= wunderung und der Ruhm ihres Zeitalters waren.

Dem Könige von Navarra verschafften hohe Abkunft und Hoheit der Seele allgemeine Ach=

tung. Er glänzte im Felde, und sein Wetteifer mit dem Herzog von Guise, hatte oft bey ihm den Muth und das Auge des Generals in Tollkühnheit und Faust des gemeinen Soldaten verwandelt. Jener hatte aber auch Proben von einer glücklichen Unerschrockenheit gegeben, die des Neides der größten Generale werth waren. Sein Muth hatte noch andere Vorzüge im Gefolge. Er hatte einen umfassenden, scharfen Blick, eine große Seele, und war für kriegerische und politische Geschäfte gleich geschickt. Sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, verband mit einem nie zu befriedigenden Ehrgeitz, einen lebhaften, feinen Geist, und die Gabe einer siegenden Beredsamkeit, während ein dritter Guise, Chevalier, nachmals Großmeister von Guise, durch wahre, männliche Schönheit, durch Witz und feinen Verstand der Zankapfel der Weiber und durch Heldenthaten die Bewunderung von Europa wurde. Der Prinz von Conde war in Absicht des Körpers von der Natur stiefmütterlich versorgt worden, aber er hatte eine stolze Seele voller Ansprüche, und eine reichliche Gabe von Witz und Verstand, die ihn

selbst in den Augen der schönsten Weiber sehr liebenswürdig machten. Der Herzog von Nevers war im Geräusche der Waffen und in dem Wirbel großer Würden und Geschäfte schon gealtert, aber immer noch war er der Abgott des Hofes. Er hatte drey Söhne, wovon der mittlere, den man den Prinzen von Cleves nannte, es werth war, seinen glänzenden Namen zu tragen, und zu erheben: er verband mit Muth und Liebe zur Pracht und Größe, eine kluge Vorsicht, die selten ein Vorzug der Jugend zu seyn pflegt. Der Vidame von Chartres war in der Kunst des Krieges wie der Liebe gleich geübt und berühmt. Eine mánnnliche Schönheit, durch den Zauber eines edlen Anstandes, durch Muth, Unternehmungsgeist und Freygebigkeit gehoben, gab ihm einen Glanz, der ihn einer Vergleichung mit dem Herzog von Nemours werth gemacht hätte, wenn mit diesem Meisterwerke der Natur irgend ein Wesen hätte verglichen werden können.

Daß der Herzog von Nemours einer der schönsten Männer war, die je gelebt haben, war an ihm nur ein Vorzug vom zweyten Range:

was ihn über alle übrige hinaufsetzte, war eine gewisse, alles besiegende Wendung seines Verstandes, seiner Züge, seiner Worte und seiner Handlungen, die ihm ausschließend eigen blieb. Ein Frohsinn, dessen Ergießungen Männern so sehr als Weibern gefielen, eine geschmeidige Leichtigkeit im Tanzsaale wie in den Schranken, und eine Art sich zu kleiden, die Alle nachahmten, aber keiner nachmachen konnte: dieß zusammengenommen gab seinem Wesen einen Zauber, der Auge und Ohr fesselte, wenn er erschien, und wo er erschien. Keine Dame bey Hofe, die sich durch seinen nähern Antheil nicht geschmeichelt gefunden hätte, wenige, denen er diesen Antheil kund gab, die ihm widerstanden hätten, einige sogar, denen er denselben nie zeigte, und die ihn darum doch sehnsuchtsvoll im Herzen trugen.

Er hatte ein so gutes Herz und einen so starken Hang zur Galanterie, daß er in diesem Punct nie etwas mit Undank aufnahm, wenn es ihm auch von mehr als Einer Hand geboten wurde, und mithin hatte er gewöhnlich mehr als Eine Liebschaft; aber es war schwer, zu bestimmen,

wohin seine wahre Liebe gefallen wäre. Er kam oft zur Königin Dauphine, und ihre Schönheit und ihr sanftes Herz, das gern jedermann gefallen und gefällig seyn wollte, verbunden mit der besondern Achtung, die sie für den Herzog blicken ließ, hatten oft der Vermuthung Raum gegeben, daß er seine Wünsche bis zu ihr hinauf flattern ließe.

Eine Schönheit erschien um diese Zeit bey Hofe, die außerordentlich seyn mußte, weil sie selbst hier, wo man das Schöne selbst zu sehen gewohnt war, Bewunderung erregte. Sie stammte aus gleichem Hause mit dem Vidame von Chartres und war eine der reichsten Erbinnen im Lande. Ihr Vater war früh gestorben, und hatte sie unter der Aufsicht seiner Gattin, der Frau von Chartres, einer Dame von außerordentlich sanftem und tugendhaftem Charakter zurückgelassen. Diese hatte nach dem Verlust ihres Gemahls mehrere Jahre vom Hofe entfernt gelebt, und während dieser Zeit ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter verwandt. Aber nicht bloß ihren Verstand und ihre körperlichen Vorzüge hatte sie auszubilden, auch Tugend und Liebe zur Tugend hatte

sie ihr einzuflößen gesucht. Viele Mütter der großen Welt meynen, es sey genug, unter den Augen der Tochter nie von Liebe und Galanterie zu sprechen, um sie davor zu schützen. Frau von Chartres war der entgegengesetzten Meynung: sie machte ihrer Tochter oft Gemählde von Liebe, und zeigte ihr die schönen Seiten derselben, um sie desto glaubhafter vor ihren gefährlicheren warnen zu können; sie erzählte ihr von der Verstellungskunst und Flatterhaftigkeit der Männer; machte sie auf die häuslichen Zerrüttungen, die eine Liebschaft im feinen Tone im Gefolge hätte, aufmerksam, und ließ sie auf der andern Seite bemerken, wie ruhig und heiter das Leben einer gewissenhaften Gattin dahin flösse, und welchen Glanz und welche Erhabenheit Tugend einem schönen Weibe von hoher Geburt gewährte. Aber diese Tugend, sagte sie ihr, könnte sie nur durch das strengste Mißtrauen gegen sich selbst und durch feste Anhänglichkeit an ihren Gemahl in ihrer Stärke erhalten.

Fräulein von Chartres war eine der glänzendsten Partien damaliger Zeit, und in einem sehr frühen Alter hatte man ihr schon mehr

als

als Eine Verbindung vorgeschlagen; aber ihre Mutter, die großen Stolz in ihrer Tochter setzte, hatte sie alle ihrer unwerth gefunden. Jetzt, als sie sechszehn Jahre alt war, sollte sie bey Hofe erscheinen. Der Vidame von Chartres kam ihr und der Mutter entgegen, und war über ihre außerordentliche Schönheit erstaunt, aber mit Recht: eine Haut von ungewöhnlicher Weiße, ein blondes Haar, regelmäßige Züge, und ein gewisser Reitz in ihrem Wesen gaben ein Ganzes, das blendend auffiel, und ihr ausschließend eigen blieb.

Den Tag nach ihrer Ankunft fuhr sie, um sich einen Schmuck auszusuchen, zu einem Italiener, der mit dergleichen durch die ganze Welt handelte. Dieser Mann war mit der Königin von Florenz gekommen, und hatte sich durch seine Geschäfte so bereichert, daß sein Haus mehr dem Hause eines Großen als eines Kaufmanns glich. Fräulein von Chartres war kaum dort, als der Prinz von Cleves vorfuhr. Er ward durch ihre Schönheit so überrascht, daß er es nicht bergen konnte. Sie erröthete über den Ausbruch seiner Bewunderung, faßte sich aber, und gab auf das,

was der Prinz sagte und that, nur in so fern Acht, als es die Regeln der Höflichkeit gegen einen Mann, wie er zu seyn schien, verlangten. Er war voll Verwunderung mit ihr beschäftigt, und konnte nicht begreifen, wer dieß schöne Weib seyn möchte, das ihm ganz unbekannt war. An ihrem Wesen und ihrer Begleitung sah er wohl, daß sie von hohem Range seyn; ihre Jugend bewies ihm auch, daß sie noch Mädchen seyn müßte; da er aber keine Mutter bey ihr sah, und sie der Italiener mit Madame anredete, wußte er nicht, wie er sich herausfinden sollte, und Erstaunen behielt immer noch die Oberhand bey ihm. Er bemerkte, daß seine Blicke sie verlegen machten: eine ungewöhnliche Erscheinung bey Personen ihres Alters, die den Eindruck ihrer Reitze beständig mit Vergnügen bemerken; es schien ihm sogar, daß sie triebe, fortzukommen, und wirklich entfernte sie sich ziemlich übereilt. Der Prinz beruhigte sich darüber mit dem Gedanken, daß er nun erfahren würde, wer sie wäre, aber er erstaunte nicht wenig, als ihm dieß niemand sagen konnte. Er blieb von ihrer Schönheit und dem bescheidenen

Glanze der Tugend, der ihr Wesen sanft belebte, so durchdrungen, daß seit diesen Augenblicken eine heftige Leidenschaft, aus Liebe und Ehrfurcht in einander verschmolzen, den Anfang in seinem Herzen nahm.

Den Abend dieses Tages war er bey Madame, der Schwester des Königs. Diese Prinzessin stand in allgemeiner Achtung des Einflusses wegen, den sie auf ihren Bruder hatte; und dieser Einfluß war so stark, daß der König beym Friedensschlusse Piemont zurückgab, um sie mit dem Herzoge von Savoyen zu vermählen, für den Sie bey der Zusammenkunft Franz des Ersten mit dem Papst Paul dem Dritten zu Nissa eine lebhafte Zuneigung gefaßt hatte. Da sie viel Verstand, viel Gefühl und Geschmack für das Schöne hatte, so fanden sich alle rechtliche Menschen zu ihr, und zu gewissen Zeiten war der ganze Hof bey ihr versammelt.

Der Prinz von Cleves kam wie gewöhnlich. Er war mit der Schönheit des Fräuleins von Chartres noch so tief beschäftigt, daß er von nichts anderm sprechen konnte; er erzählte sein Aben-

teuer öffentlich, und sprach mit Lob und Entzükken von dem schönen Mädchen, das er gesehen, aber nicht gekannt hätte. Madame sagte: Wunder, wie er sie mahlte, gäb' es nicht; wäre aber ein ähnliches vorhanden, so müßt' es allgemein gekannt seyn. Die Frau von Dampiere, aus dem Gefolge der Prinzessin und Freundin der Frau von Chartres, sagte der erstern ins Ohr: es wäre höchst wahrscheinlich das Fräulein von Chartres gewesen, die der Prinz von Cleves gesehen hätte. Hierauf wandte sich Madame an ihn, und sagte, wenn er sich morgen wieder einfinden wollte, könnte sie ihm die Schönheit zeigen, die so stark auf ihn gewirkt hätte.

Den folgenden Tag erschien Fräulein von Chartres wirklich bey Hofe. Sie ward von den beyden Königinnen außerordentlich gütig und von allen übrigen mit einer Bewunderung empfangen, die auf allen Seiten in Lobsprüche ausbrach. Sie nahm diese mit einer edlen Bescheidenheit auf, und schien sie nicht zu hören, oder wenigstens keinen Stolz darin zu setzen. Sie verfügte sich darauf zur Schwester des Königs, die ihr über ihre

Schönheit viel Verbindlichkeit sagte, und ihr darauf erzählte, in welche Verwunderung sie den Prinzen von Cleves gesetzt hätte. Dieser erschien bald nachher. „Kommen Sie näher," rief ihm Madame entgegen; „und sehen Sie, ob ich nicht Wort gehalten habe. Ist sie es nicht, die Sie suchten? und danken Sie es mir wohl, wenn sie durch mich weiß, welche Bewunderung Sie für sie fühlen?"

Der Prinz von Cleves freuete sich, daß das Mädchen, welches er so liebenswürdig gefunden hatte, von einem Range war, der ihrer Schönheit nicht nachstand; er näherte sich ihr, und bat sie, nicht zu vergessen, daß er der erste ihrer Bewunderer gewesen, und daß er, ohne sie zu kennen, die Ehrfurcht für sie gefühlt hätte, die ihr in jeder Rücksicht zukäme.

Er entfernte sich mit dem Chevalier von Guise. Beyde waren Freunde, beyde lobten anfangs das Fräulein von Chartres, ohne sich Zwang anzuthun. Endlich schien es ihnen, daß sie zu stark lobten, und bald hörten sie auf, sich ihre Gedanken über sie mitzutheilen. Aber sie waren

gezwungen, die folgenden Tage, wo und so oft sie sich sahen, von neuem anzufangen.

Das Fräulein von Chartres war lange der Gegenstand der Konversationen. Die Königin überhäufte sie mit Lob und Achtung; die Königin Dauphine nahm sie unter ihre Günstlinge auf, und bat ihre Mutter, sie recht oft zu ihr zu bringen; die Töchter des Königs ließen sie zu allen ihren Vergnügungen rufen: so war sie vom ganzen Hofe geliebt und bewundert, nur nicht von der Herzogin von Valentinois. Diese fürchtete nicht etwa von ihr Gefahr für sich; eine lange Erfahrung hatte sie überzeugt, daß sie bey dem Könige nichts für sich zu fürchten hätte; aber sie haßte den Vidame von Chartres, den sie durch eine Verbindung mit einer ihrer Töchter hatte an sich ziehen wollen, der sich aber an die Königin geschlossen hatte, so sehr, daß sie eine Person, die seinen Namen trug, und für die er viel Theilnehmung zeigte, unmöglich mit günstigen Augen ansehen konnte.

Der erste überraschende Eindruck, den die Schönheit des Fräuleins von Chartres auf den

Prinzen von Cleves gemacht hatte, verwandelte sich bald in eine heftige Liebe. Er wünschte, sich mit ihr zu verbinden; aber er fürchtete, daß es der Stolz der Frau von Chartres nicht zulassen würde, ihre Tochter einem Manne zu geben, der nicht der ältere Sohn seines Hauses war. Indessen war dieß Haus eines der größten, und des Prinzen älterer Bruder, der Graf von Eu, hatte sich vor kurzem mit einer Dame vermählt, die dem Königlichen Hause so nahe verwandt war, daß es mehr Schüchternheit der Liebe war, als gegründete Ursache, die dem Prinzen jene Besorgniß einflößte. Er hatte eine Menge Mitbewerber, unter denen ihm der Chevalier von Guise der fürchterlichste schien, weil er hohe Geburt, persönliche Vorzüge und den Glanz der ausgezeichneten Gnade des Königs für seine Familie in sich vereinigte. Der Chevalier hatte das Fräulein von Chartres seit dem ersten Tage, da er sie sahe, geliebt, und er war der Liebe des Prinzen von Cleves, wie dieser der seinigen, auf die Spur gekommen. Ob sie gleich Freunde waren, hatten sie doch gleiche Ansprüche zurückhaltend gemacht, und ihnen keine

Erklärung erlaubt; ihre Freundschaft war lau geworden, ohne daß sie wechselstitig Muth genug hatten, sich zu verständigen. Jener Zufall, daß der Prinz das Fräulein von Chartres zuerst gesehen, schien ein glückliches Vorzeichen für ihn zu seyn, und ihm einigen Vortheil über seinen Nebenbuhler zu geben; aber er mußte von Seiten des Herzogs von Nevers, seines Vaters, große Schwierigkeiten fürchten. Dieser stand in genauer Beziehung mit der Herzogin von Valentinois, und diese war gegen den Vidame; Ursache genug für ihn, nie in eine Verbindung seines Sohns mit dessen Nichte zu willigen.

Frau von Chartres, die ihre Tochter mit so viel Sorgfalt, Tugend gelehrt hatte, fuhr mit gleicher Sorgfalt damit an einem Orte fort, wo sie höchst nöthig war, und wo verführerische Beyspiele große Gefahr droheten. Ehrsucht und Galanterie waren die Seele dieses Hofes, und beschäftigten hier die Männer und Weiber gleich stark. Ueberall Kabale und entgegengesetztes Interesse, und die Damen waren so enge darein verwickelt, daß sich den Liebschaften Politik, und Politik den

Liebschaften wechselsweise beymischten. Niemand war ruhig oder gleichgültig: man wollte empor, gefallen, nützen oder schaden, man wußte nichts von langer Weile, und Vergnügen ging mit Intrigue Hand in Hand. Die Damen standen in besonderer Beziehung mit der Königin Katharine, oder mit der Königin Dauphine, oder mit der Königin von Navarra, oder mit der Schwester des Königs, oder mit seiner Mätresse. Neigung, Pflichten des Wohlstandes, Familienverhältnisse, gleicher Charakter, hatten diese verschiedenen Verbindungen zu Unterlagen. Die über die erste Jugend hinaus waren und strengere Grundsätze schautrugen, waren auf der Seite der Königin; die jüngern, die Freude und Liebe schätzten, auf der Seite der Königin Dauphine. Die Königin von Navarra hatte ihre Günstlinge, war jung und vermochte viel über ihren Gemahl, der mit dem Konnetable von Guise in Verbindung stand, und dadurch viel Einfluß bekam. Die Schwester des Königs war auch noch schön, und hatte mehrere Damen auf ihrer Seite, und die Herzogin von Valentinois hatte Alle, die sie gnädig anblicken

wollte; aber ihr gefielen nur wenige, und außer einigen, die ihr Vertrauen und ihre Zuneigung hatten, weil gleiche Gemüthsart sie an sie zog, hatte Keine Zutritt bey ihr, die Tage ausgenommen, wo es ihr gefiel, einen eben so zahlreichen Hof als die Königin um sich zu versammeln.

Alle diese verschiedenen Parteyen regten Neid und Wetteifer gegen einander auf. Die Damen, die darein verwickelt waren, empörten Neid und Gunst oder Eifersucht und Liebhaber gegen einander, und das Interesse der Ehrsucht und Größe war oft mit dem geringfügigern der Liebe, das aber nicht weniger empfindlich und begehrlich war, genau verschmolzen. So war der Hof in einer ewigen, aber regelmäßigen Bewegung und Spannung, die ihn für junge Herzen sehr anziehend, aber auch sehr gefährlich machten. Frau von Chartres kannte diese Gefahr und dachte auf Mittel, ihre Tochter davor zu schützen. Sie bat sie, nicht als Mutter, sondern als Freundin, sie um alles, was man ihr von Liebe sagte, wissen zu lassen, und versprach ihr Rath und Hülfe in Din-

gen, die einen oft in Verlegenheit setzen, wenn man jung und unerfahren ist.

Der Chevalier von Guise hatte seine Gefühle und seine Plane in Absicht des Fräuleins von Chartres so wenig hehl, daß bald der ganze Hof darum wußte; aber er sah immer große Schwierigkeiten in seinem Wege. Er wußte wohl, daß er keine Partie für sie war, weil sein Vermögen ihrem Range nicht zusagte, und weil seine Brüder seiner Vermählung entgegen seyn würden, in der Besorgniß, ihr Haus sinken zu sehen: die gewöhnliche Folge, wenn die jüngern Söhne einer Familie heyrathen. Der Kardinal von Lothringen ließ ihn auch wirklich bald merken, daß es so sey; er mißbilligte seine Neigung für das Fräulein von Chartres und erklärte sich mit Heftigkeit gegen ihn darüber, doch ohne den wahren Grund kund zu geben. Dieser war ein heimlicher Haß gegen den Vidame von Chartres, der nach der Zeit heftig ausbrach. In jede andre Verbindung würde er eher gewilligt haben, und er erklärte sich gegen diese so laut und so ohne alle Schonung, daß die Frau von Chartres sich dadurch empfindlich belei-

digt fühlte. Sie unterließ nichts, dem Kardinal zu zeigen, daß er nichts zu fürchten, daß sie an diese Verbindung nie gedacht hätte. Der Vidame that dasselbe, und fühlte das Benehmen des Kardinals noch tiefer, weil er von seinen Ursachen noch besser unterrichtet war.

Der Prinz von Cleves hatte seine Neigung eben so wenig geheim gehalten, als der Chevalier von Guise. Sein Vater sah ihm mit Unwillen zu; indessen glaubte er nur Eines Wortes bey seinem Sohne zu bedürfen, um ihn anderes Sinnes zu machen. Desto mehr erstaunte er, als er diesen gefaßt und entschlossen fand, dem Fräulein von Chartres seine Hand anzubieten. Er mißbilligte diesen Plan, ward warm und heftig, und barg dieß so wenig, daß die Ursachen davon bald bey Hofe bekannt wurden und selbst vor die Frau von Chartres kamen. Es war ihr nicht zweifelhaft, daß diese Heirath Vortheile für seinen Sohn gehabt haben würde, und sie erstaunte, daß die Häuser Cleves und Guise sich gegen eine Verbindung erklärten, die ihnen wünschenswerth seyn mußte. Der Verdruß darüber drang sie, auf eine

Partie für ihre Tochter zu denken, die sie über die empor hob, die sich über sie empor dünkten. Ihre Wahl blieb endlich bey dem Prinzen Dauphin, den Sohn des Herzogs von Montpensier, stehen. Er konnte heirathen und war ohne Zweifel die glänzendste Partie bey Hofe. Da Frau von Chartres großen Verstand besaß und von dem mächtigen Kredit des Vidame unterstützt wurde, so hatte ihr feines Benehmen glücklichen Erfolg. Der Prinz Dauphin schien diese Verbindung zu wünschen, und es schienen nun weiter keine Schwierigkeiten im Wege zu seyn.

Der Vidame von Chartres ließ den Herrn von Anville, der beym Könige viel und bey dem Prinzen von Montpensier alles galt, durch die Königin Dauphine gewinnen, für welche er eine heftige Leidenschaft nährte. Er war entzückt, daß sie ihn in einer Sache, die sie lebhaft zu wünschen schien, brauchen wollte, und versprach ihr seine ganze Thätigkeit. Aber die Herzogin von Valentinois hatte schon Nachricht von dieser zu stiftenden Vermählung gehabt, hatte sorgfältig dagegen gearbeitet und den König

so dawider gewonnen, daß er dem Herrn von Anville auf seinen Vortrag erklärte: er mißbillige diese Verbindung und befehle ihm, dem Prinzen von Montpensier dieß zu sagen.

Man kann denken, daß Frau von Chartres unendlich litt, einen Plan gescheitert zu sehen, der sie, wenn er geglückt wäre, über alle ihre Feinde erhoben hätte, ihnen jetzt aber, da er mißglückte, so große Vortheile über sie gab.

Niemand wagte es mehr, an Fräulein von Chartres zu denken. Man fürchtete, entweder dem Könige zu mißfallen, oder von ihr abgewiesen zu werden, nachdem sie zur Hand eines Prinzen Hoffnung gehabt hätte. Aber dem Prinzen von Cleves stand keine von diesen Betrachtungen im Wege. Durch den Tod seines Vaters ward er um diese Zeit Meister seines Willens, und sobald die Trauer nach den Regeln des Wohlstandes vorüber war, dacht' er eifrigst auf Mittel, sich die Hand des Fräuleins von Chartres zu verschaffen. Er freute sich, daß er ihr seinen Antrag gerade zu einer Zeit thun konnte, wo jener Vorfall alle seine übrigen Mitbewerber entfernt hatte

und wo er fast gewiß war, daß man sie ihm nicht verweigern würde; aber diese Freude ward durch die Besorgniß gestört, daß ihr Herz nicht für ihn spräche, und gern hätte er die Gewißheit, ihre Hand ohne ihr Herz zu bekommen, für das Glück ihr zu gefallen hingegeben.

Der Chevalier von Guise hatte ihm eine Art von Eifersucht erweckt; da sie aber mehr aus der Kenntniß der großen Vorzüge desselben, als aus dem Benehmen des Fräuleins von Chartres gegen ihn, entstanden war: so dacht' er einzig darauf, zu erforschen, ob er das Glück hätte, daß sie seine Absichten auf sie billigte. Er sah sie immer nur bey den Königinnen oder in den Assembleen, und es war schwer, eine besondere Unterredung mit ihr zu haben. Aber er fand doch Mittel, ihr seine Absichten und sein Herz zu entdecken. Er drang voll Ehrfurcht in sie, ihm zu sagen, was sie für ihn empfände, und betheuerte ihr: seine Gefühle für sie wären von der Art, daß sie ihn auf immer unglücklich machen würden, wenn sie nur aus Pflicht sich dem Verlangen ihrer Mutter nicht widersetzte.

Fräulein von Chartres hatte ein gutes und edles Herz. Das Benehmen des Prinzen erfüllte sie mit wahrer Erkenntlichkeit, und diese gab ihrer Antwort einen gewissen sanften und gütigen Ton, der hinreichte, einem Manne mit so viel Liebe im Herzen sehr angenehme Hoffnungen zu erwecken. Sie theilte ihrer Mutter diesen Auftritt mit und diese sagte ihr: sie fände so viel Glanz und große Vorzüge an dem Prinzen, und er entwickelte so viel Erfahrung und Klugheit für seine Jahre, daß sie mit Freuden einwilligen würde, wenn sie Neigung fühlte, sich mit ihm zu verbinden. Fräulein von Chartres erwiederte: daß sie dieselben Vorzüge an dem Prinzen bemerkte, und daß sie lieber ihm als jedem andern ihre Hand geben würde, daß sie aber keinen besondern herzlichen Zug für ihn fühlte.

Den folgenden Tag ließ der Prinz der Frau von Chartres seinen Antrag thun. Sie nahm ihn an und fürchtete nichts, daß sie ihre Tochter einem Manne gab, den sie nicht liebte. Der Ehevertrag ward geschlossen, man benachrichtigte den König davon und die Vermählung ward erklärt.

Der

Der Prinz von Cleves war glücklich, aber nicht ganz zufrieden. Er sahe mit Unruhe, daß die Empfindungen des Fräuleins für ihn, Achtung und Erkenntlichkeit blieben, und er konnte sich nicht schmeicheln, daß sie anziehendere verbärge, weil sie bey dem Verhältnisse, worin sie jetzt standen, dieselben kund geben konnte, ohne ihrer ausserordentlichen Sittsamkeit untreu zu werden. Er beklagte sich fast täglich gegen sie darüber.

„Sie fühlen für mich nur eine Art von Gefälligkeit,“ sagte er zu ihr: „die für mein Herz nicht genug ist. Sie zeigen weder Unruhe, noch Ungeduld, noch Verlangen. Meine Liebe wirkt nur so auf Sie, als eine Anhänglichkeit wirken würde, die sich nur auf Ihr Vermögen und nicht auf Ihre persönlichen Vorzüge gründete.“

Ihre Klagen sind ungerecht, erwiederte sie: Ich weiß nicht, was Sie über das, was ich thue, noch zu wünschen haben, und es scheint mir, daß der Wohlstand mir nicht erlaubt, mehr zu thun.

„Es ist wahr,“ versetzte er: „Sie lassen mich etwas vermuthen, das mich ganz zufrieden machen könnte, wenn es wirklich da wäre. Der

Wohlstand hält Sie nicht zurück, vielmehr ist er es, der Sie bestimmt, das für mich zu thun, was Sie thun. Ich habe weder Ihre Neigung noch Ihre Liebe gewonnen, und meine Gegenwart macht Ihnen weder Freude noch Unruhe.“

Sie können unmöglich zweifeln, sagte sie: daß ich mich nicht freuete, wenn ich Sie sehe, und ich werde bey Ihrem Anblicke so oft roth, daß Sie wohl eben so wenig ungewiß seyn können, ob mich Ihre Gegenwart unruhig macht oder nicht.

„Ich erkläre mir Ihr Erröthen richtig,“ erwiederte er: „es entsteht aus einer Regung Ihrer Sittsamkeit und nicht Ihres Herzens, und ich ziehe nur den Vortheil daraus, den ich daraus ziehen muß.“

Fräulein von Chartres wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte. Diese feine Unterscheidungsart ging über ihre Kenntnisse und Erfahrung. Der Prinz sah klar genug, daß sie nicht genug zu seiner Befriedigung für ihn fühlte, da sie nicht einmal zu begreifen schien, was diese für ihren Genuß verlangte.

Der Chevalier von Guise kam wenige Tage vor der Hochzeit von einer Reise zurück. Er hatte gegen seinen Plan zu einer Verbindung mit dem Fräulein von Chartres sich so viel Hindernisse häufen sehen, daß er dessen Ausführung nicht hoffen konnte; dennoch schmerzt' es ihn empfindlich, sie in den Armen eines Andern zu sehen, und dieser Schmerz konnte seine Liebe nicht unterdrücken. Dem Fräulein von Chartres waren seine Gefühle für sie nicht unbekannt geblieben. Er ließ es sie wissen, als er zurückkam, daß sie die Veranlassung zu der Schwermuth wäre, die sich in seinem Wesen zeigte, und er hatte so große Verdienste und gesellschaftliche Vorzüge, daß es schwer war, ihm Schmerz zu erwecken, ohne Mitleid für ihn zu fühlen. Dieß fühlte sie auch, aber zu andern Empfindungen führte es sie nicht. Sie entdeckte ihrer Mutter, wie leid ihr die Unruhe des Chevaliers thäte.

Frau von Chartres bewunderte die Offenherzigkeit ihrer Tochter, und mit Recht: nie muß sie ein Mädchen so ungekünstelt und in dem Grade besessen haben; aber eben so sehr wunderte es sie,

daß ihr Herz seine Freyheit behauptete, um so mehr, da sie wohl sahe, daß der Prinz von Cleves eben so wenig auf sie gewirkt hatte, als alle übrige. Deßhalb suchte sie mit großer Sorgfalt sie an ihren Gemahl zu knüpfen und ihr begreiflich zu machen, daß sie ihm viel schuldig wäre, da er sie, noch ohne sie zu kennen, geliebt, und sie allen übrigen Partien vorgezogen hätte, zu einer Zeit, wo niemand an sie zu denken wagte.

Die Heirath ward vollzogen. Die Trauung geschah im Louvre. Der König und die Königin kamen mit dem ganzen Hofe zum Souper bey der Frau von Chartres, die sie mit außerordentlicher Pracht bewirthete. Der Chevalier konnte sich, ohne aufzufallen, dem Feste nicht entziehen; aber er war seiner Schwermuth so wenig Meister, daß sie ohne Mühe bemerkt werden konnte.

Der Prinz von Cleves fand nicht, daß seine Gemahlin mit dem Namen auch ihre Gefühle verändert hätte. Als Gemahl erhielt er große Rechte über sie; aber in ihrem Herzen keine andere Stelle. Daher kam es, daß der Gemahl Liebhaber blieb. Immer blieb ihm noch etwas über ihren

Besitz hinaus zu wünschen übrig, und so vollkommen gut sie auch mit ihm lebte, war er doch nicht ganz glücklich. Er behielt eine heftige und unruhige Leidenschaft für sie, die seine Freude trübte. Eifersucht hatte keinen Theil daran: denn nie muß ein Mann so wenig gestimmt gewesen seyn, sie zu fassen, und ein Weib, sie zu erwekken. Und doch war mitten am Hofe Gefahr für sie. Sie war alle Tage bey den Königinnen und bey der Schwester des Königs; alles, was jung, liebenswürdig und eroberungssüchtig war, kam zu ihr, oder fand sie bey dem Herzoge von Nevers, ihres Mannes Bruder, dessen Haus jedermann offen stand. Aber in ihrem Wesen lag so viel ehrfurchterweckendes und so viel Abneigung gegen Liebschaften, daß selbst der Marschall von Saint-Andre, der als Günstling des Königs sehr unternehmend war, die Wirkung, die sie auf ihn gethan, nur durch Aufmerksamkeit und Diensteifer kund zu geben wagte. Vielen andern ging es wie ihm. Frau von Chartres wachte, neben dem vorsichtigen Benehmen ihrer Tochter, noch über die mindesten Regeln des Wohlstandes so genau, daß

eine Annäherung an sie vollends unmöglich schien.

Während dieß am Hofe vorging, war der Herzog von Nemours zu Brüssel und mit einem großen Plane beschäftigt. Der Graf von Randan, der vom Könige nach England gesandt worden war, um der Königin Elisabeth wegen ihrer Thronbesteigung in seinem Namen Glück zu wünschen, hatte unter andern die Beobachtung von daher zurückgebracht, daß die neue Königin, neben ihrer genauen Kenntniß von dem Systeme des Französischen Hofes, von dem Rufe des Herzogs von Nemours so voll gewesen, und so oft von ihm gesprochen habe, daß er alles über sie vermögen, und daß er wohl gar ihr Gemahl werden könnte. Der König sprach noch den ersten Abend mit dem Herzoge darüber, und ließ ihm von dem Grafen von Randan alles erzählen. Er glaubte, der König scherzte, als er aber das Gegentheil sah, sagte er: Wenn ich mich, um Ew. Majestät zu gehorchen und zu dienen, mit diesem abenteuerlichen Unternehmen befasse, so bitte ich Sie, es so lange geheim zu halten, bis der Erfolg mich rechtfertigt.

Ich möchte ungern so eitel scheinen, daß ich mir einbilden könnte, eine reitzende Königin, die mich nie gesehen, könnte mich aus Liebe heirathen wollen. — Der König versprach es ihm, und der Graf von Randan gab ihm den Rath, nach England überzusetzen, unter dem ungekünstelten Vorwande, daß er reiste; aber dazu konnte sich der Herzog nicht entschließen. Er schickte seinen Liebling Lignerolles, einen jungen fähigen Mann, nach England, um die Königin auszuforschen, und eine Verbindung anzuknüpfen, während er nach Brüssel reiste, um den Herzog von Savoyen, der mit dem Könige von Spanien dort war, zu besuchen. Hier empfing er Kouriere aus England, und sandte dergleichen dahin. Seine Hoffnung stieg mit jedem Tage, und endlich meldete ihm Lignerolles, daß es nun Zeit sey, durch seine Gegenwart zu vollenden, was so glücklich angefangen wäre. Diese Nachricht machte ihm so große Freude, als sie ein junger ehrgeitziger Mann fühlen mußte, der sich durch seinen bloßen Ruf zu einem Throne geführt sieht. Sein Geist hatte sich allmählig an die Vorstellung dieses hohen Glückes ge-

wöhnt, und was er vorher als unausführbar verwarf, hatte sich mit seiner Einbildungskraft zuerst, und als diese die Hindernisse überschleyert hatte, auch mit seinem Verstande zu vereinigen gewußt.

Er schickte ohne Aufschub einen Kourier nach Paris, um einen prächtigen Wagen zu bestellen, damit er in einem Glanze in London erschiene, der seinem großen Plane angemessen wäre; und er selbst eilte, nach Hofe zu kommen, um dem Beylager des Herzogs von Lothringen mit der zweyten Tochter des Königs beyzuwohnen. Er kam den Tag vor dem Verlöbniß an, berichtete noch denselben Abend dem Könige, wie es mit seinem Vorhaben stände, und bat um Rath und Befehle in Absicht dessen, was noch zu thun wäre. Darauf verfügte er sich zu den Königinnen. Die Prinzessin von Cleves war nicht zugegen, sie sah ihn also nicht, und erfuhr nicht einmal, daß er angekommen war. Alles hatte ihr den Herzog von Nemours als den schönsten und angenehmsten Mann bey Hofe geschildert, und besonders hatte ihn die Königin Dauphine ihr mit solchen Farben gemahlt, und so oft

von ihm gesprochen, daß sich Neugier und sogar Ungeduld in ihr regten, ihn zu sehen.

Sie blieb den ganzen Tag des Verlöbnisses zu Hause, um sich zu dem Ball anzukleiden, der den Abend im Louvre nach einem Feste gegeben werden sollte, und als sie erschien, bewunderte man allgemein ihre Schönheit und ihren geschmackvollen Anzug. Der Ball nahm seinen Anfang. Sie war mit dem Chevalier von Guise im Tanzen begriffen, als nach dem Eingange des Saales zu, ein Geräusch entstand, wie wenn jemand käme, dem man Platz machte. Der Tanz war vorbey und die Prinzessin im Begriff, einen Tänzer für sich auszuzeichnen, als ihr der König zurief, Den zu nehmen, der so eben ankäme. Sie sah sich um, und erblickte einen Mann, der ihrer Vermuthung nach kein andrer seyn konnte, als der Herzog von Nemours. Er schritt über einige Stühle, um zum Tanzplatze zu kommen.

Es war schwer, durch den herrlichen Bau des Herzogs, wenn man ihn zum erstenmal sah, nicht überrascht zu werden, besonders diesen Abend, wo ein sorgfältig gewählter Anzug den natürlichen

Schimmer seines Wesens verstärkte; aber eben so schwer war es, die Prinzessin von Cleves das erstemal zu sehen, ohne von Bewunderung übermannt zu werden.

Der Herzog ward durch ihre Schönheit im äußersten Grade überrascht, und als er ihr näher kam, und sie ihm die Verneigung machte, konnte er einen lauten Ausbruch seiner Bewunderung nicht zurückhalten. Als sie anfingen zu tanzen, lief durch den ganzen Saal ein halblautes Gemurmel von Lobsprüchen. Der König und die Königinnen erinnerten sich, daß sich beyde nie gesehen hätten, und fanden etwas sonderbares darin, daß sie mit einander tanzten, ohne sich zu kennen. Sie riefen sie zu sich, als der Tanz geendigt war, ließen ihnen nicht Zeit, vorher jemand zu sprechen, und fragten sie: ob sie nicht gern wissen möchten, wer sie wären, und ob sie es nicht erriethen?

„Ich weiß es," erwiederte der Herzog: „aber die Prinzessin von Cleves hat nicht gleiche Gründe zu errathen, wer ich bin, also wünscht' ich, Ew. Maj. sagten ihr meinen Namen."

„Ich glaube," versetzte die Königin Dauphine: „sie weiß Ihren Namen so gut, als Sie den ihrigen." —

„Ich gesteh Ew. Maj." sagte die Prinzessin von Cleves, und schien ein wenig verlegen: „daß ich nicht so gut rathen kann, als Sie denken."

„Sie rathen sehr gut," erwiederte die Königin Dauphine: „Es liegt sogar etwas Verbindliches für den Herzog darin, nicht gestehen zu wollen, daß Sie ihn kennen, ohne ihn gesehn zu haben."—

Die Königin unterbrach sie, um den Ball fortzusetzen. Der Herzog forderte die Königin Dauphine auf. Sie war vollkommen schön, und hatte es dem Herzoge vor seiner Abreise nach Flandern geschienen; aber die Prinzessin von Cleves hielt den ganzen Abend seine Bewunderung gefesselt.

Der Chevalier von Guise, der sie immer noch heftig liebte, war bey jenem Auftritt an ihrer Seite gewesen, und hatte ihn mit peinlicher Unruhe angesehen. Er glaubte, ihn für ein Vorzeichen halten zu müssen, daß das Schicksal den Her-

zog bestimmt hätte, Liebe für sie zu fassen; und sey es, daß er eine Verstörtheit in ihrem Gesichte bemerkt hatte, oder daß ihn die Eifersucht mehr sehen ließ, als zu sehen war: er glaubte, der Anblick des Herzogs habe auf sie gewirkt, und er konnte sich nicht enthalten, ihr zu sagen: der Herzog sey sehr glücklich, ihr unter Umständen bekannt geworden zu seyn, die so viel romantisches und ungewöhnliches hätten.

Die Prinzessin war, als sie nach Hause kam, noch so sehr mit dem beschäftigt, was auf dem Ball vorgefallen war, daß sie, so spät es auch war, noch in das Zimmer ihrer Mutter ging, um es ihr zu erzählen. Sie lobte dabey den Herzog mit einem gewissen Wesen, das ihre Mutter auf eben den Gedanken brachte, den der Chevalier von Guise geäußert hatte.

Den Tag darauf war Beylager. Die Prinzessin sah den Herzog wieder. Sein Wesen war ganz Grazie. Sie ward dadurch noch stärker als gestern überrascht.

Die folgenden Tage sah sie ihn bey der Königin Dauphine, sah sie ihn mit dem Könige Ball

spielen, sah sie ihn beym Ringelrennen, hörte sie ihn sprechen: und beständig sah und hörte sie, daß er alle übrige weit hinter sich zurückließ, daß er überall, wo er war, durch seinen Verstand und durch sein Aeußeres die Konversation an sich zog. In wenig Zeit hatte er einen großen Eindruck auf sie gemacht.

Gewiß ist es aber auch, daß der unwiderstehliche Zug, den der Herzog für sie fühlte, ihm jene Lebhaftigkeit und jenes anziehende Wesen gab, welche die Vorbothen des Wunsches zu gefallen sind, und die ihn liebenswürdiger machten, als er je gewesen war; und da sie einander oft und wechselsweise eins in dem andern das Vollkommenste am Hofe sahen, so war es kein Wunder, wenn sie einander bald unendlich gefielen.

Der Herzog verlor allen Geschmack an seinen vorigen Liebschaften, erinnerte sich ihrer nicht einmal, ob er sie gleich während seiner Abwesenheit fortgeführt hatte, und gab sich nicht die Mühe, Ursachen zum Bruche zu suchen, und Vorwürfe und Klagen anzuhören. Die Königin Dauphine, die ehemals stark auf ihn gewirkt hatte, konnte

sich gegen die Prinzessin von Cleves nicht behaupten, sogar seine Reise nach England lag ihm nicht mehr so stark am Herzen, und er betrieb die Vorkehrungen dazu nicht mehr mit dem Eifer, als vorher. Er kam oft zur Königin Dauphine, weil die Prinzessin von Cleves oft bey ihr war, und er sah es nicht ungern, daß man sich in den Vermuthungen in Absicht seiner Gefühle für die Königin bestärkte. Die Prinzessin schien ihm so großer Aufopferung werth, daß er ihr lieber seine Liebe nicht kund geben, als es wagen wollte, sie dem Publikum kund werden zu lassen. Nicht einmal dem Vidame von Chartres sagte er etwas davon, der sein vertrautester Freund war, und dem er sonst nichts geheim hielt. Er benahm sich mit so viel Vorsicht, und gab so sorgfältig Acht auf sich, daß niemand seine Liebe ahndete, ausgenommen der Chevalier von Guise; und die Prinzessin von Cleves selbst würde Mühe gehabt haben, sie zu bemerken, wenn die Neigung, die sie selbst für ihn fühlte, sie nicht gedrungen hätte, auf sein Wesen genau Acht zu geben. Es war ihr nicht zweifelhaft, daß er sie liebte.

Es ward ihr nicht so leicht, ihrer Mutter zu entdecken, was sie von den Gefühlen des Herzogs hielte, als es ihr bey ihren andern Liebhabern geworden war. Sie hatte sich nicht ausdrücklich vorgenommen, es zu verschweigen, aber sie sprach nicht mit ihr davon. Ihre Mutter bemerkte es nur zu gut, und eben so gut die Gefühle ihrer Tochter für ihn. Diese Entdeckung machte sie sehr unruhig, weil sie die Gefahr einsahe, die sie lief, von einem Manne wie der Herzog geliebt zu werden, und selbst Neigung für ihn zu fühlen. Daß letzteres so sey, davon überzeugte sie vollends ein Vorfall, der einige Tage nachher sich zutrug.

Der Marschall von Saint-Andre, der jede Gelegenheit ergriff, Pracht und Schimmer zu zeigen, bat den König und die Königinnen zu einem Souper in seinem neuen Hotel, das vor kurzem fertig geworden war, unter dem Vorwand, es ihnen zu zeigen. Es war ihm lieb, auch zugleich die Prinzessin von Cleves diesen Aufwand, der bis zur Verschwendung ging, sehen zu lassen.

Einige Tage vor dem Souper hatte sich der König Dauphin, dessen Gesundheit überhaupt nicht

die stärkste war, nicht wohl befunden, und niemand vor sich gelassen. Seine Gemahlin war den ganzen Tag bey ihm gewesen. Den Abend, als er sich besser befand, ließ er alles herein, was in seinem Vorzimmer war, und die Königin entfernte sich. Sie fand in ihrem Zimmer die Prinzessin von Cleves und einige andere Damen, die sie am liebsten um sich sah. Es war schon ziemlich spät, und da sie nicht angekleidet war, ging sie nicht zur Königin, und ließ sagen, daß sie für niemand sichtbar sey. Sie befahl, ihre Diamanten zu bringen, um für sich zu dem Ball des Marschalls zu wählen, uud der Prinzessin von Cleves davon zu geben. Sie waren noch darüber beschäftigt, als der Prinz von Conde erschien, dem alle Thüren offen standen. Die Königin Dauphine sagte, er käme wahrscheinlich von ihrem Gemahl, und fragte ihn, was man dort vornähme.

„Man streitet sich mit dem Herzog von Nemours,“ erwiederte der Prinz: „und er vertheidigt seine Behauptung mit solch einer Wärme, daß sie ihn angehen muß. Ich glaube, er hat eine Geliebte, die ihm Unruhe erweckt, wenn sie

auf

auf einen Ball geht, sonst würde er nicht behaupten, daß es für einen Liebhaber höchst quälend sey, auf einem Ball zu sehen, was man liebt."

„Sonderbar!" sagte die Königin Dauphine: „Der Herzog will nicht, daß seine Geliebte auf einen Ball gehen soll? Ich habe wohl geglaubt, daß ein Gemahl etwas dagegen haben könnte! aber einem Liebhaber hätte ich diesen Gedanken nicht zugetrauet."

„Und doch," erwiederte der Prinz: „findet der Herzog, daß ein Ball unerträglich für einen Liebhaber sey, er mag Gegenliebe haben oder nicht. Wird er geliebt, sagt er, so hat er den Verdruß, sich einige Tage hindurch weniger geliebt zu wissen, und es gäbe kein weibliches Wesen, behauptet er, das die tiefe Beschäftigung mit ihrem Putze nicht verhinderte, an ihren Liebhaber zu denken, und tief beschäftigt wären sie alle damit; die Sorgfalt, die sie auf den Anzug wendeten, wäre für jedermann und nicht bloß für ihren Liebhaber; wenn sie auf einem Ball wären, wollten sie allen gefallen, die sie sähen, und wenn sie

mit ihrer Schönheit zufrieden wären, hätten sie eine Freude, wovon dem Liebhaber nur der kleinste Theil zufiele. Würde man nicht geliebt, sagt er, so litte man noch mehr, wenn man seine Geliebte in großer Gesellschaft sähe. Je mehr sie bewundert würde, desto unglücklicher fühlte man sich, nicht von ihr geliebt zu seyn, und man fürchtete beständig, daß ihre Schönheit eine glücklichere Liebe entflammen möchte. Genug, er behauptet, nur die Qual, seine Geliebte auf einem Ball zu wissen, und nicht darauf seyn zu können, sey mit der Qual zu vergleichen, sie auf einem Ball zu sehen.“

Die Prinzessin von Cleves that, als ob sie nicht auf das hörte, was der Prinz von Conde sagte, aber sie verlor kein Wort davon. Sie errieth ohne Mühe, wie vielen Theil sie an der Behauptung des Herzogs hätte, besonders an der, daß es sehr quälend sey, seine Geliebte auf einem Ball zu wissen, wo man nicht wäre; denn er konnte nicht auf dem Ball des Marschalls seyn, weil ihn der König dem Herzog von Ferrara entgegen schicken wollte.

Die Königin Dauphine lachte mit dem Prinzen von Conde über die Meynung des Herzogs.

„Es ist nur Ein Fall,“ fuhr der Prinz fort: „wo der Herzog nichts dagegen hat, daß seine Angebetete auf einen Ball geht.“ —

„Und dieser wäre?“ sagte die Königin Dauphine.

„Wenn er selbst den Ball gäbe,“ fuhr der Prinz fort: „Er sagte, als er voriges Jahr Ew. Majestät einen gegeben, hätt' ers für eine große Gunst aufgenommen, daß seine Geliebte gekommen wäre, wenn sie auch nur Sie zu begleiten geschienen hätte; denn Theil an einem Feste nehmen, das der Liebhaber gäbe, wäre große Wohlthat für ihn.“

„Der Herzog hat Recht,“ erwiederte die Königin Dauphine lächelnd: „Er konnte es sich lieb seyn lassen, daß seine Angebetete auf seinen Ball kam; damals gab er einer so großen Menge von Weibern diesen Namen, daß niemand auf seinem Ball gewesen wäre, wenn sie sich nicht eingefunden hätten.“

Der Prinz von Conde hatte kaum angefangen, von der Meynung des Herzogs über den Ball zu erzählen, als sich die Prinzessin von Cleves stark versucht fühlte, nicht auf den Ball des Marschalls zu gehen. Sie machte den Grundsatz, daß man nicht zu einem Feste gehen müßte, das ein Liebhaber gäbe, bald zu ihrem, und es war ihr lieb, aus strengen Grundsätzen einen Schritt nicht zu thun, der eine Gunst für den Herzog gewesen wäre. Indessen nahm sie den Schmuck mit, den ihr die Königin gegeben hatte, aber noch denselben Abend, als sie ihn ihrer Mutter zeigte, äußerte sie, daß sie nicht Lust hätte, Gebrauch davon zu machen; der Marschall gäbe sich große Mühe, zu zeigen, daß sie ihm nicht gleichgültig wäre, und es wäre ihr klar, daß er die Vermuthung erwecken wollte, als ob sie Theil an dem Feste hätte, welches er dem Könige gäbe; unter dem Vorwande, die Honneurs zu machen, könnte er sich wohl so bedeutend gegen sie benehmen, daß sie ins Gedränge dadurch käme.

Die Frau von Chartres bestritt diesen Gedanken eine Weile als sonderbar; als sie aber ihre

Tochter beharrlich fand, fügte sie sich, sagte aber, sie müßte sich krank machen, um einen gültigen Vorwand zu haben. Der Grund, den sie angäbe, würde nicht einleuchten, man müßte sogar vorbauen, daß man ihm nicht einmal auf die Spur käme. Die Prinzessin entschloß sich gern, einige Tage das Zimmer zu hüthen, und nicht wohin zu gehen, wo der Herzog von Nemours — nicht war; aber er reiste ab, ohne es zu wissen und ohne sich darüber freuen zu können, daß sie nicht auf den Ball ginge.

Den Tag nach dem Ball kam er zurück und erfuhr, daß sie nicht darauf gewesen sey; da er aber nicht wußte, daß ihr jene Konversation bey dem Könige Dauphin kund geworden, so fiel es ihm nicht ein, daß er so glücklich gewesen wäre, sie davon abzuhalten.

Den folgenden Tag war er bey der Königin und unterhielt die Königin Dauphine. Die Frau von Chartres erschien mit ihrer Tochter und beyde traten zu ihr. Die Prinzessin war mit jener kleinen Nachläßigkeit angezogen, die eine überstandene Krankheit anzukündigen pflegt. „Sie sind so

schön," sagte die Königin Dauphine zu ihr: „daß sie unmöglich krank gewesen seyn können. Mir däucht, der Prinz von Conde hat Sie mit der Behauptung des Herzogs gewonnen und Sie haben nicht auf den Ball des Marschalls gehn wollen, weil Sie ihm sonst viel Wohlthat erwiesen hätten." — Die Prinzessin ward roth, daß die Königin Dauphine so glücklich gerathen hatte, und daß sie es in Gegenwart des Herzogs äußerte.

Jetzt sah die Frau von Chartres, warum ihre Tochter nicht hatte auf den Ball gehn wollen. Um zu verhindern, daß der Herzog nicht auf gleiche Gedanken käme, nahm sie das Wort mit einer Ernsthaftigkeit, die lautre Wahrheit zu sagen schien. „Ich versichre Ew. Majestät," sagte sie: „daß Sie meiner Tochter mehr Ehre anthun, als sie verdient. Sie war in der That krank, aber ich glaube, wenn ich es nicht verhindert hätte, sie hätte Ew. Majestät begleitet und sich so entstellt gezeigt, wie sie war, um die Herrlichkeit des Festes zu sehen." — Die Königin nahm diese Wendung auf Glauben an, und den Herzog schmerzte es, Schein der Wahrheit darin zu sehen. Indessen

ließ ihr das Erröthen der Prinzessin immer noch Grund zu vermuthen, daß die Bemerkung der Königin Dauphine nicht ganz ohne Wahrheit wäre. Erstre war anfangs unwillig, daß der Herzog Ursache bekam zu glauben, daß er sie vom Balle des Marschalls abgehalten hätte; aber bald darauf fühlte sie eine Regung von Verdruß, daß ihm ihre Mutter diese Ursache ganz genommen hatte.

Die Frau von Chartres hatte ihre Tochter nicht wollen merken lassen, daß sie ihrer Neigung für den Herzog auf der Spur wäre: sie besorgte, sie dadurch zurückhaltend zu machen. Einmal lenkte sie das Gespräch auf ihn, sagte viel Gutes von ihm und webte einige entgegengesetzt wirkende Lobsprüche in so fern für ihn ein, daß sie sein kluges Benehmen in Absicht der Liebe rühmte, die er als Zeitvertreib und nicht bindend und ernsthaft behandelte. „Man hat freylich die Vermuthung gewagt," sagte sie: „daß er eine heftige Leidenschaft für die Königin Dauphine fühlte; ich sehe auch, daß er oft zu ihr kömmt. Ich rathe dir, so wenig als möglich mit ihm zu sprechen, weil man, bey der Anhänglichkeit der Königin Dau-

phine für dich, leicht darauf fallen könnte, dich für ihre Vertraute zu halten, und du weißt, daß dieß keine angenehme Rolle wäre, die man dir zutheilte. Wenn dieser Argwohn lauter würde, rieth' ich dir wohl, etwas seltener zu ihr zu gehen, damit du nicht in ein galantes Abenteuer mit verwickelt würdest."

Die Prinzessin von Cleves hatte nie etwas dieser Art von der Königin Dauphine und dem Herzoge gehört, mithin überraschte sie diese Aeußerung ihrer Mutter dergestalt, und sie glaubte so klar zu sehen, daß sie sich in den Gefühlen des Herzogs unendlich geirrt hätte, daß sie die Farbe veränderte. Ihre Mutter ward es gewahr. Es kam mehr Gesellschaft. Die Prinzessin entfernte sich und schloß sich in ihr Zimmer.

Die Aeußerung ihrer Mutter hatte ihr die Augen über ihre Gefühle für den Herzog von Nemours geöffnet und ihr Schmerz darüber war unbeschreiblich. Bis jetzt hatte sie noch nicht gewagt, es sich selbst zu gestehen. Nun sahe sie, daß das, was sie für ihn empfand, das sey, was ihr Gemahl so dringend von ihr verlangt hatte; aber sie

fand, daß es sehr beschämend sey, für einen Andern zu empfinden, was einem Gemahl zukäme, der es verdiente. Sie fühlte sich beleidigt und ängstlich zugleich, daß der Herzog sie bey der Königin Dauphine zum Vorwand nehme, und diese Besorgniß bestimmte sie, ihrer Mutter zu erzählen, was sie ihr noch nicht entdeckt hatte.

In dieser Absicht ging sie den andern Morgen in ihr Zimmer; aber sie fand, daß sie einen Anfall von Fieber hatte, und deßhalb wollte sie ihr nichts sagen. Indessen schien diese Unpäßlichkeit so geringe, daß die Prinzessin von Cleves den Nachmittag die Königin Dauphine besuchte. Sie fand sie mit drey andern Damen, die sie vorzüglich lieb hatte, in ihrem Kabinet. „Wir sprechen vom Herzog von Nemours,“ sagte die Königin zu ihr: „und wir wundern uns über die Veränderung, die seit seiner Zurückkunft von Brüssel mit ihm vorgegangen ist. Vorher hatte er ein Heer von Weibern, und das war in der That ein Fehler an ihm, denn er behielt alle bey, sie mochten es werth seyn oder nicht. Seit seiner Zurückkunft will er keine von allen kennen, und — genug, er

ist ganz verändert. Selbst sein Humor ist es: seine Heiterkeit und Lebhaftigkeit haben sich sehr verringert."

Die Prinzessin sagte nichts dazu, und bedachte voll Beschämung, daß sie alles, was man von der Veränderung des Herzogs sagte, seiner Liebe für sie zugeschrieben hätte, wenn sie nicht jetzt den wahren Grund wüßte. Sie fühlte eine Regung von Unwillen gegen die Königin Dauphine, daß sie verwundert den Grund einer Sache suchte, die ihr genau genug bekannt seyn müßte. Sie konnte sich nicht enthalten, ihr einen Wink darüber zu geben. Als sich die andern Damen entfernen wollten, näherte sie sich ihr und sagte ganz leise: „Was Ew. Maj. jetzt sagten, war das auch für mich gesagt? Und wollen Sie es vor mir geheim halten, daß Sie die Ursache sind, wenn sich der Herzog von Nemours so verändert hat?" — „Sie sind ungerecht gegen mich," erwiederte die Königin: „Sie wissen, daß ich vor Ihnen nichts geheim halte. Es ist wahr, daß mich der Herzog vor seiner Abreise nach Brüssel merken zu lassen schien, daß er etwas für mich fühlte; aber seitdem

er zurück ist, scheint er sich nicht einmal daran zu erinnern. Ich gestehe, daß ich neugierig bin, zu wissen, was ihn so umgestimmt hat. Es wäre ein Wunder, wenn ich es nicht heraus brächte," setzte sie hinzu: „der Vidame von Chartres, sein vertrautester Freund, liebt eine Person, bey der ich etwas gelte, und durch diesen Kanal will ich mir Auskunft verschaffen." — Die Königin Dauphine sagte dieß mit einem Wesen, das die Prinzessin von Cleves wahr fand, und sie fühlte, daß sie wider ihren Willen in eine ruhigere und sanftre Stimmung dadurch gesetzt worden war.

Als sie zu ihrer Mutter zurück kam, erfuhr sie, daß es weit schlimmer mit ihr geworden sey. Das Fieber war heftiger geworden, und nahm auch die folgenden Tage so zu, daß es eine gefährliche Krankheit ward. Die Prinzessin war trostlos und kam nicht aus dem Zimmer ihrer Mutter weg. Ihr Gemahl war auch ganze Tage dort, weil ihm die Frau von Chartres sehr werth war, weil er verhindern wollte, daß sich seine Gemahlin dem Schmerze ganz überließe, und weil er

sich glücklich fühlte, sie zu sehen. Seine Liebe hatte sich nicht vermindert.

Der Herzog von Nemours, der ihm immer viel freundschaftliche Zuneigung bezeigt hatte, war seit seiner Zurückkunft von Brüssel nicht anders für ihn gestimmt. Unter dem Vorwande, ihn zu besuchen, fand er während der Krankheit der Frau von Chartres einigemal Gelegenheit, seine Gemahlin zu sehen. Er wählte sogar solche Stunden, wo er wohl wußte, daß er nicht zu Hause wäre, und, um ihn zu erwarten, ging er dann in das Vorzimmer seiner Gemahlin, wo er immer gute Gesellschaft fand. Die Prinzessin kam oft dahin und ihre Traurigkeit verminderte ihre Reize in den Augen des Herzogs nicht. Er zeigte ihr, wie großen Theil er an ihrer Betrübniß nähme, und sprach mit einem so sanften und ehrfurchtsvollen Wesen zu ihr, daß sie sich leicht überzeugte, die Königin Dauphine sey es nicht, die er im Herzen trüge.

Sein Anblick wirkte jedesmal auf sie, so stark sie sich auch machte, und immer empfand sie eine freudige Regung dabey: wenn sie ihn aber nicht

mehr sah und bedachte, daß eben diese Regungen Vorboten der Liebe wären, so hätte sie fast geglaubt, ihn hassen zu müssen, so schmerzlich war ihr dieser Gedanke.

Mit der Frau von Chartres ward es immer schlimmer und man fing an, ihr Aufkommen zu bezweifeln. Sie nahm die Erklärung der Aerzte hierüber mit einer Fassung auf, die ihrer Tugend werth war, entließ sie und verlangte ihre Tochter zu sprechen. Diese kam und alle übrige mußten sich entfernen.

„Liebe Tochter, wir müssen uns trennen," hub sie an und reichte ihr die Hand: „Es wird mir doppelt schwer. Dir drohet Gefahr, und du hättest meinen Rath nöthig. Du fühlst etwas für den Herzog von Nemours. Du sollst es mir nicht gestehen, denn ich kann dich nun nicht mehr durch deine eigene Offenherzigkeit leiten. Ich habe diesen Hang schon lange bemerkt; aber ich wollte dir nicht gleich anfangs etwas davon sagen, weil ich fürchtete, dich selbst damit bekannt zu machen. Jetzt kennst du ihn selbst nur zu gut. Du bist im Fallen. Es bedarf großer Anstrengung und ge-

waltsamer Kämpfe, dich aufrecht zu erhalten. Vergiß nicht, was du deinem Gemahl, was du dir schuldig bist, und daß du Gefahr läufst, den Ruf zu verlieren, den du dir mitten an diesem Hofe errungen und zu meiner innigen Freude erhalten hast. Fasse Muth und sey stark, meine Tochter, entferne dich vom Hofe und mache, daß dein Gemahl es thut. Fürchte nicht, daß der Schritt zu hart und zu schwer sey. So schrecklich er dir jetzt scheint, so sanft ist er gegen die Zerrüttungen, die eine Liebschaft im Gefolge hat. Wenn noch andre Ursachen als Tugend und Pflicht nöthig wären, dein Benehmen zu bestimmen, so würde ich dir sagen, daß wenn irgend etwas meine schönen Aussichten jenseit des Grabes trüben könnte, so wär' es der Gedanke, dich fallen zu sehen, wie andre; soll dir dieß Unglück begegnen, so sterbe ich mit Freuden, um nicht Zeuge davon zu seyn."

Die Prinzessin neigte sich tief gerührt auf die Hand ihrer Mutter, die sie mit beyden Händen fest umschlossen hielt, und benetzte sie mit Thränen. Die Frau von Chartres fühlte sich selbst sehr bewegt. „Lebe wohl, meine Tochter," sagte

sie: „Laß uns davon abbrechen. Es wirkt gleich stark auf unser Herz. Erinnere dich, wenn du kannst, an meine letzten Worte.“

Sie drehete sich nach der andern Seite und bat ihre Tochter, ohne sie anhören, ohne selbst sprechen zu wollen, ihre Frauen zu rufen. Die Prinzessin entfernte sich im tiefsten Schmerz versunken. Die Frau von Chartres lebte noch zwey Tage, wollte aber während derselben ihre Tochter nicht wieder sehen, ungeachtet sie das einzige Wesen war, an welches sie sich theilnehmend gezogen fühlte.

Die Prinzessin von Cleves war in unsäglichem Schmerz verloren. Ihr Gemahl kam nicht von ihrer Seite, und gleich nach dem Tode ihrer Mutter, führte er sie auf das Land, um sie von Gegenständen zu entfernen, die ihre Betrübniß immer von neuem aufregten. Und nie muß man eine gleiche gesehen haben. Kindliche Liebe und Dankbarkeit hatten großen Theil daran, aber keinen geringern das Gefühl, daß sie ihrer Mutter so bedürftig wäre, um sich gegen den Herzog von Nemours zu bewaffnen, und daß sie gerade zu

einer Zeit sich selbst überlassen sey, wo sie ihres Herzens so wenig Meisterin wäre. Die Theilnehmung und Aufmerksamkeit, womit sich ihr Gemahl um sie beschäftigte, machte den Wunsch stärker in ihr rege, daß sie den Pflichten gegen ihn nie untreu werden möchte, und sie zeigte mehr Freundschaft und Herz für ihn, als je. Sie wollte nicht, daß er sie verlassen sollte, und es däuchte ihr, daß ihre Annäherung an ihn sie gegen den Herzog vertheidigte.

Dieser besuchte ihren Gemahl auf dem Lande und setzte alles in Bewegung, auch sie zu sehen; aber sie wollte seinen Besuch nicht annehmen. Sie fühlte, daß sie nicht stark genug seyn würde, seine Vorzüge gleichgültig zu bemerken, und nahm sich fest vor, sich seinen Anblick, so viel es von ihr abhinge, zu versagen.

Ihr Gemahl reiste nach Paris zur Cour und versprach den andern Tag zurück zu kommen, kam aber erst den dritten.

„Ich habe Sie gestern erwartet,“ sagte sie zu ihm: „und ich sollte Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie nicht Wort gehalten haben. Wenn

Schmerz größer werden könnte, als er schon ist, so wäre es durch die Nachricht von dem Tode der Frau von Tournon geschehen. Man gab sie mir heute. Es würde mich gerührt haben, wenn ich sie auch nicht gekannt hätte, weil es immer traurig ist, ein junges und schönes Weib in zwey Tagen lebendig und todt zu wissen; aber noch dazu wüßte ich nicht, daß mir je eine Person so gefallen hätte als sie. Ihr vorsichtiges und rechtliches Betragen schien ihren übrigen Vorzügen die Krone aufzusetzen.

„Es that mir sehr leid, daß ich gestern nicht zurück konnte," erwiederte ihr Gemahl: „aber einer meiner Freunde bedurfte mich so nöthig, daß ich ihn unmöglich mit seinem Schmerz allein lassen konnte. Die Frau von Tournon lassen Sie sich nicht nahe gehen, sofern sie Ihnen als ein rechtliches und vorsichtiges Weib Ihre Achtung zu verdienen scheint." —

„Sie setzen mich in Erstaunen. Haben Sie nicht oft selbst gesagt, daß sie Ihnen eine der achtungswerthesten Weiber am Hofe schiene?"

„Wohl hab' ich das; aber die Weiber sind unbegreiflich, und wenn ich sie Alle gemustert ha-

be, fühl ich mich so glücklich, daß Sie mir angehören, daß ich mich in mein Glück nicht finden kann."

„Sie denken besser von mir, als ichs verdiene," erwiederte die Prinzessin mit einem Seufzer: „und es ist noch nicht Zeit, mich Ihrer werth zu finden. Aber sagen Sie mir doch, was Ihre Meynung von der Frau von Tournon so plötzlich umgestimmt hat."

„Nicht plötzlich," sagte ihr Gemahl: „ich war schon seit einer Weile ungestimmt. Ich wußte, daß sie den Grafen von Sancerre liebte, und ihm Hoffnung zu ihrem Besitze gemacht hätte." —

„Kaum glaublich," unterbrach ihn seine Gemahlin: „daß sie ihm diese Hoffnung gemacht hätte. Zeigte sie nicht, seitdem sie Wittwe war, so große Abneigung gegen Heirath, und hat sie nicht so oft und so öffentlich erklärt, daß sie nie wieder heirathen würde?"

„Wenn sie dennoch bloß dem Grafen diese Hoffnung gemacht hätte," versetzte der Prinz: „so wäre es so außerordentlich zu verwundern nicht; sie machte sie zu einer und eben der Zeit dem Herrn von Estouteville, das ist zu verwundern. Aber ich will Ihnen den ganzen Hergang erzählen:

Zweytes Buch.

„Sie wissen,“ fuhr der Prinz fort: „daß ich und Sancerre immer eine genaue Freundschaft unterhalten haben, und dennoch sagte er mir so wenig als sonst irgend jemand etwas davon, als er vor ungefähr zwey Jahren eine zärtliche Verbindung mit der Frau von Tournon knüpfte. Ich argwöhnte dieß nicht einmal in der Ferne. Die Frau von Tournon schien über den Tod ihres Gemahls untröstlich, und lebte in strenger Zurückgezogenheit. Sancerrens Schwester war fast die einzige Person, die sie besuchte, und bey dieser fühlte er sich zuerst von ihr angezogen.“

„Einen Abend sollte Komödie im Louvre gegeben werden. Man erwartete nur noch den König und die Herzogin von Valentinois. Plötzlich kam die Nachricht, die Herzogin befände sich nicht

wohl, und der König käme nicht. Man errieth leicht, daß diese Unpäßlichkeit einen Zank mit dem Könige zum Grunde hätte; wir wußten, daß seine Eifersucht laut gewesen war, so lange der Marschall von Brissac sich bey Hofe aufgehalten hatte; aber er war schon seit einigen Tagen nach Piemont zurück, und wir wußten nicht, welche Ursachen wir diesem neuen Zwiste geben sollten."

„Ich sprach noch mit Sancerren darüber, als Anville in den Saal trat, und mir zuflüsterte, der König wäre unbeschreiblich aufgebracht und betrübt zugleich. Er hätte bey einer Aussöhnung nach einem Zanke wegen des Marschalls von Brissac, der Herzogin einen Ring gegeben, und sie gebeten, ihn zu tragen. Heute, während sie sich zur Komödie ankleidete, hätte er bemerkt, daß sie diesen Ring nicht ansteckte, und sie gefragt, warum sie es nicht thäte. Sie hätte überrascht gethan, daß sie ihn vermißte, und ihre Frauen darnach gefragt. Diese hätten zum Unglück oder weil sie nicht darüber unterrichtet waren, geradezu geantwortet, daß er ihnen seit vier oder fünf Tagen nicht zu Gesichte gekommen wäre."

„Und dieß, fuhr Anville fort, ist gerade die Zeit, wo der Marschall abreiste. Der König ist überzeugt, daß sie ihm beym Abschiede den Ring gegeben hat. Dieser Gedanke hat seine Eifersucht so aufgeregt, daß er gegen seine Art heftig geworden ist, und ihr tausend Vorwürfe gemacht hat. Er ist voll Schmerz in sein Zimmer gegangen; aber ich weiß nicht, setzte Anville hinzu, ob ihn der Gedanke, daß die Herzogin dem Marschall den Ring gegeben, oder daß er ihr durch seine Heftigkeit mißfallen hat, am meisten quält."

„Als mir Anville diese Neuigkeit erzählt hatte, ging ich zu Sancerren, und erzählte sie ihm wieder, aber als ein Geheimniß, das man mir anvertrauet hätte, und mit dem Verbote, niemand etwas davon zu sagen."

„Den andern Morgen ging ich ziemlich früh zu meiner Schwägerin. Ich fand die Frau von Tournon vor ihrem Bette. Die Herzogin war ihr Liebling nicht, und sie wußte, daß meine Schwägerin auch nicht große Ursach hatte, mit ihr zufrieden zu seyn. Sancerre war nach der Komödie bey ihr gewesen. Er hatte ihr von dem Zwiste

des Königs mit der Herzogin erzählt, und sie hatte ihn meiner Schwägerin mitgetheilt, ohne zu wissen, oder daran zu denken, daß ihn ihr Liebhaber durch mich erfahren hätte.“

„Als ich erschien, sagte meine Schwägerin zu ihr, daß man mir anvertrauen könnte, was sie so eben erzählt hatte, und sie sagte mir, ohne auf Erlaubniß zu warten, Wort für Wort, was ich Sancerren den Abend vorher erzählt hatte. Sie können denken, daß ich überrascht war. Ich sah die Frau von Tournon an, und sie schien verlegen. Dieß erregte meinen Argwohn. Ich hatte das Ganze niemand als Sancerren erzählt, er hatte mich nach der Komödie verlassen, ohne mir den Grund zu sagen, und ich erinnerte mich, daß er die Frau von Tournon außerordentlich gegen mich gelobt hatte. Alle diese Umstände vereinigten sich, um mir ein Licht aufzustecken, und ich hatte keine große Mühe herauszubringen, daß er eine Liebschaft mit ihr unterhielte, und sie nach seiner Entfernung von mir gesprochen hätte.“

„Ich war über seine Zurückhaltung so aufgebracht, daß ich einige Winke fallen ließ, welche

der Frau von Tournon ihre Unvorsichtigkeit bemerkbar machten. Ich führte sie zu ihrem Wagen, und sagte beym Abschiede zu ihr, daß ich das Glück des Mannes beneidete, der ihr den Zwist des Königs und der Herzogin erzählt hätte.“

„Ich suchte Sancerren ohne Zeitverlust auf, machte ihm Vorwürfe über sein geringes Vertrauen zu mir, und sagte ihm, daß ich um seine Liebschaft mit der Frau von Tournon wüßte, doch ohne ihm zu entdecken, woher. Er war gezwungen, alles zu gestehen. Darauf erzählte ich ihm, wie ich zu dieser Entdeckung gekommen wäre, und er theilte mir die Umstände von ihrem Abenteuer mit. Er wäre zwar, sagte er mir, der jüngere Sohn seines Hauses, und könnte keine Ansprüche auf solch eine glänzende Partie machen, dennoch wollte sie ihm ihre Hand geben. Ich war im höchsten Grade überrascht. Ich rieth ihm, zum Abschluß dieser Heirath zu eilen, und sagte ihm, daß er von einem Weibe alles zu fürchten hätte, die vor dem Publikum so künstlich eine Rolle spielte, welche von der Wirklichkeit so weit entfernt wäre. Er erwiederte, ihre Betrübniß wäre aufrichtig ge-

wesen; aber ihre Neigung zu ihm hätte sie besiegt und sie wollte nicht auf einmal diese plötzliche Veränderung kund werden lassen. Er sagte mir noch einige andere Gründe zu ihrer Entschuldigung, die mich auf die Heftigkeit seiner Liebe schließen ließen. Er versprach mir, sie zu vermögen, daß ich um seine Leidenschaft wissen dürfte, weil sie mir selbst dieselbe verrathen hätte. Wirklich vermochte er sie dazu, doch nicht ohne Schwierigkeit, und ich machte nach der Zeit große Schritte in ihrem Vertrauen.“

„Nie ist mir ein Weib vorgekommen, die sich gegen ihren Liebhaber so rechtlich und so angenehm benommen hätte, dennoch konnte ich mich mit ihrer immer noch schaugetragenen Betrübniß nicht befreunden. Sancerre war so voll Liebe und ihr Benehmen gegen ihn machte ihm so große Freude, daß er es fast nicht wagte, auf den letzten Schritt zu ihrer Verbindung zu dringen, weil er besorgte, sie möchte glauben, er dränge mehr aus Eigennutz als aus wahrer Liebe darauf. Indessen sprach er mit ihr davon, und sie schien entschlossen; sie zeigte sich sogar wieder in Gesellschaften.“

„Kurz nachher glaubte Sancerre zu bemerken, daß sie kälter gegen ihn würde. Er sprach oft davon mit mir, ohne daß ich auf seine Klagen viel hörte; als er mir aber endlich sagte, daß sie, statt ihre Verbindung zu beschleunigen, dieselbe zurückzusetzen schiene, fing ich endlich an, zu glauben, daß seine Unruhe nicht ganz ohne Grund wäre. Ich stellte ihm vor, wenn ihre Liebe sich nach einer zweyjährigen Dauer verminderte, so sollt' er es sich so sehr nicht wundern lassen, er hätte sogar nicht einmal Grund zu klagen, wenn sie, ohne sich vermindert zu haben, nicht stark genug wäre, sie zu einer Verbindung mit ihm zu vermögen, weil eine solche Verbindung ihr vom Publikum sehr verdacht werden würde, da er keine entsprechende Partie für sie sey, und da ihr Ruf dadurch ins Gedränge kommen könnte. Was er also wünschen könnte, wäre dieß, daß sie ihn nicht hinterginge, und daß sie ihn nicht mit falschen Hoffnungen hinhielte. Ich sagte ihm noch, wenn sie sich nicht stark genug fühlte, ihn zu heirathen, oder selbst wenn sie ihm gestände, daß sie einen andern liebte, dürft' er deßhalb weder heftig werden, noch sich

beschweren. Immer müßte er Achtung und Erkenntlichkeit für sie behalten.“

„Ich gebe Ihnen einen Rath, setzte ich hinzu, den ich selbst in einem ähnlichen Falle befolgen würde. Aufrichtigkeit hat so viel Gewalt über mich, daß ich glaube, wenn meine Geliebte oder selbst meine Frau, mir gestände, daß ein andrer ihr gefiele, ich würde mehr betrübt als aufgebracht darüber seyn, und ich würde die Rolle des Liebhabers oder Gemahls abgeben, um ihr zu rathen oder sie zu beklagen.“

Die Prinzessin erröthete bey dieser Aeußerung ihres Gemahls, und sie fand darin eine gewisse Beziehung auf den gegenwärtigen Zustand ihres Herzens, die sie überraschte, und sie so unruhig machte, daß sie sich eine ganze Weile nicht wieder fassen konnte.

„Sancerre,“ fuhr ihr Gemahl fort: „sprach mit der Frau von Tournon, und erzählte ihr, was ich ihm gerathen hätte; aber sie gab sich so viel Mühe, ihn zu beruhigen, und schien durch seinen Argwohn so beleidigt, daß er sich ganz von demselben los machte. Indessen schob sie doch die

Heirath bis zu seiner Rückkunft von einer Reise auf, die er anzutreten im Begriff stand, und die ziemlich lange dauern sollte; aber sie benahm sich bis zu seiner Abreise so geschickt, und schien so betrübt darüber, daß ich, wie er, überzeugt war, sie liebte ihn aufrichtig. Vor ungefähr drey Monaten reiste er ab. Während seiner Abwesenheit bin ich wenig zu ihr gekommen, denn Sie beschäftigten mich ganz, und ich wußte bloß, daß er bald wieder kommen sollte."

„Als ich vorgestern nach Paris kam, erfuhr ich, daß sie todt sey. Ich schickte in Sancerrens Haus, um zu hören, ob man keine Nachricht von ihm hätte, und erfuhr, daß er den Tag vorher, also gerade den Tag, wo die Frau von Tournon starb, zurückgekommen sey. Ich ging sogleich zu ihm, weil ich den Zustand ahndete, worin ich ihn fand, aber sein Schmerz war noch heftiger, als ich vermuthet hatte."

„Als er mich erblickte, lief er auf mich zu, umschloß mich, und benetzte mich mit Thränen. Ich soll sie nie wieder sehen, rief er: nie, nie!

Sie ist todt! Ich war ihrer nicht werth, aber ich werd' ihr bald folgen!"

„Weiter konnt' er nichts sagen. Er wiederholte diese Worte von Zeit zu Zeit, unterbrach sich mit Geschrey und Thränen, und schien seines Verstandes nicht Meister."

„Nach einer Weile kam er etwas zu sich selbst, und nun erzählte er mir, daß ihm Frau von Tournon während seiner Abwesenheit nicht oft geschrieben hätte; aber das wäre ihm nicht aufgefallen, weil er sie gekannt, und gewußt hätte, wie schwer es ihr würde, einen Brief zu wagen. Er war überzeugt, daß sie ihm bey seiner Zurückkunft ihre Hand gegeben haben würde; er pries sie als das liebenswürdigste, treueste Weib, das je gelebt, das ihn unaussprechlich geliebt, und das er nun in eben dem Augenblicke verloren hätte, wo sie auf immer die seinige werden sollen. Diese Vorstellung stürzte ihn in jene gewaltsame Trostlosigkeit zurück, die mich bis ins Innerste bewegte."

„Indessen war ich gezwungen, ihn allein zu lassen, weil ich zum Könige mußte; ich versprach ihm aber, bald wieder zu kommen. Ich kam wirk-

lich zurück, und nie bin ich so überrascht gewesen! Ich fand ihn ganz anders, als ich ihn verlassen hatte. Er stand mitten in seinem Zimmer, und Zorn sprach aus allen seinen Mienen. Kommen Sie, rief er mir entgegen: kommen Sie, ich bin in Verzweiflung; ich bin tausendmal unglücklicher als vorher; was ich von ihr erfahren habe, ist grausamer als ihr Tod."

„Er rannte in seinem Zimmer wild auf und ab, stand still, und rannte wieder. Ich glaubte, der Schmerz hätte ihm den Verstand geraubt, und konnte mir nicht denken, daß es noch etwas schlimmeres gäbe, als der Tod eines Weibes, die man liebt, und von der man geliebt wird. Ich sagte ihm, daß ich seine Betrübniß gebilligt und Theil daran genommen hätte, so lange sie in den Gränzen eines verwundeten Herzens geblieben wäre, daß ich ihn aber nicht mehr beklagen würde, wenn er sich der Verzweiflung überließe, und den Verstand verlöre."

„O, rief er, wie glücklich wär' ich, wenn ich ihn verloren hätte! Sie war mir untreu, und betrog mich, und dieß erfahr' ich, den Tag nach

ihrem Tode, wo mein Herz des empfindlichsten Schmerzes und der heftigsten Liebe voll ist! Wo ihr Bild in meiner Seele, als das vollkommenste Wesen, und das mir gehörte, zauberisch lebt! Jetzt erfahr' ich, daß sie meiner Thränen nicht werth ist! Und doch durchdringt mich der Schmerz über ihren Tod noch so sehr, als ob sie mir treu gewesen wäre, und ich fühle ihre Untreue so lebhaft, als ob sie noch lebte. Hätte ich vor ihrem Tode mein Unglück erfahren, so hätte mich Eifersucht, Unmuth und Wuth gegen ihren Tod verhärtet; aber jetzt bin ich in einer Stimmung, wo ich mich nicht darüber trösten, wo ich sie nicht hassen kann."

„Sie können denken, daß ich über seine Aeußerung erstaunte. Ich fragte ihn, wie er es erfahren hätte. Er erzählte mir, daß den Augenblick nach mir Estouteville, sein vertrautester Freund, der aber auch nichts von seiner Liebschaft mit der Frau von Tournon gewußt, zu ihm gekommen wäre. Er hätte sich weinend in einen Stuhl geworfen, und ihn um Verzeihung gebeten, daß er ihm hehl gehalten, was er jetzt erfahren

sollte. Er wollte ihm sein Herz öffnen, und verlangte Trost von ihm: der Tod der Frau von Tournon hätte ihn zum unglücklichsten Menschen gemacht."

„Dieser Name, fuhr Sancerre fort, überraschte mich dergestalt, daß ich nicht Kraft genug behielt, ihm zu sagen, daß ich in diesem Punkt noch weit mehr Trost bedürfte, als er. Er setzte hinzu, daß er sie seit sechs Monaten flammend geliebt habe, daß er es mir immer hätte sagen wollen, daß sie es ihm aber ausdrücklich und ernstlich untersagt hätte; daß er ihr fast zu eben der Zeit gefallen, wo er Liebe zu ihr gefaßt hätte, daß sie ihr Verständniß vor aller Welt geheim gehalten hätten; daß er ihr nie öffentlich Besuche gemacht; daß er die Freude gehabt, sie über den Verlust ihres Gemahls zu trösten; und endlich, daß er eben im Begriff gestanden, sie zu heirathen, als sie ihm der Tod auf ewig geraubt hätte. Diese Heirath, setzte er hinzu, der ihr zärtlicher Hang zum Grunde lag, sollte als Folge ihres Gehorsams vorgestellt werden; sie hatte ihren Vater gewonnen, daß er

diese Heirath beföhle, damit die plötzliche Veränderung ihrer Grundsätze nicht zu sehr auffiele.“

„So lange Estouteville sprach, fuhr Sancerre zu mir fort, glaubte ich ihm, weil ich Wahrscheinlichkeit in seiner Erzählung fand, und weil die Zeit, die er für die Entstehung seiner Liebschaft mit der Frau von Tournon angab, gerade dieselbe war, wo sie mir verändert geschienen hatte; aber die nächsten Augenblicke nachher hielt ich ihn für einen Lügner oder wenigstens für einen Träumer. Ich war im Begriff, es ihm zu sagen, bedachte aber, daß ich vollständige Aufklärung haben müßte. Ich fragte ihn aus, stellte ihm Zweifel entgegen: genug, ich arbeitete dergestalt, um mich meines Unglücks gewiß zu machen, daß er mich endlich fragte, ob ich die Hand der Frau von Tournon kennte. Zugleich legte er drey von ihren Briefen und ihr Bildniß vor mich hin.“

„In eben dem Augenblicke kam mein Bruder, fuhr Sancerre fort: Estouteville sah so verweint aus, daß er sich nicht vor ihm sehen lassen wollte: er sagte mir, daß er den Abend abholen wollte, was er mir ließe, und ich, ich schickte

meinen

meinen Bruder fort, weil ich vor Ungeduld brannte, die Briefe zu lesen, und darin zu finden, daß doch nicht alles wahr sey, was mir Estouteville erzählt hatte. Aber o! was fand ich nicht darin! Welche Zärtlichkeit, welche Betheuerungen von Liebe! Welche wiederholte Zusage ihrer Hand! Solche Briefe! Nie hat sie mir ähnliche geschrieben.“

„Und so, fuhr er fort, dulde ich jetzt den Schmerz über ihren Tod und über ihre Untreue zugleich! Oft hat man diese beyden Uebel mit einander verglichen; aber nie müssen sie zu gleicher Zeit ein und eben denselben Menschen gequält haben! Ich gestehe mit Beschämung, daß mich ihr Verlust noch mehr drückt, als ihre Untreue. Ich finde sie nicht strafbar genug, um bey ihrem Tode gleichgültig zu bleiben. Wenn sie noch lebte, hätte ich den Genuß, ihr Vorwürfe machen und mich dadurch an ihr rächen zu können, daß ich ihr Unrecht ihr vorhielte. Aber ich werde sie nie wieder sehen, rief er von neuem: nie wieder! Das ist das größte aller Uebel! Ich wünschte mit meinem Leben das ihrige zurück kaufen zu können. O, der Wunsch! Wenn sie es zurück hätte, würde

sie es für Estouteville leben! Wie glücklich, wie glücklich war ich gestern! Meine Betrübniß war ohne gleiche; aber sie hatte einen vernünftigen Grund, und ich fand Genuß in dem Gedanken, daß ich mich nie wieder beruhigen wollte. Heute sind alle meine Gefühle widersprechend, und ich zahle einer erheuchelten Neigung für mich denselben Tribut, den ich einer wahrhaften schuldig zu seyn glaubte. Ihr Andenken ist mir weder werth noch abscheulich, ich kann mich weder recht trösten, noch recht betrüben. Aber, fuhr er fort, und wandte sich plötzlich an mich: Aber ich beschwöre Sie, lassen Sie mich Estoutevillen nicht wieder sehen! Schon sein Name macht mir Höllenangst. Ich weiß wohl, daß ich mich nicht mit Grund über ihn beklagen kann; warum habe ich meine Liebe zu ihr vor ihm geheim gehalten. Hätte er darum gewußt, so hätte er sich ihr vielleicht nicht genähert und sie wäre mir nicht ungetreu geworden. Jetzt kömmt er, um mir sein Unglück zu klagen, und er dauert mich. Und mit Recht, mit Recht! schrie er plötzlich. Er liebte sie, sie liebte ihn, und er wird sie nie wieder sehen! Aber ich fühle, daß

ich nicht Meister genug über mich werde seyn können, daß ich ihn werde hassen müssen. Ich beschwöre Sie noch einmal, machen Sie, daß ich ihn nie wieder sehe!"

„Dieser gewaltsame Zustand, in welchem mir indessen nicht ein einziger erkünstelter Zug zu liegen schien, so natürlich mahlte er sich, bedurfte Milderung und ich sahe, daß ich allein dabey nicht genug sey. Ich ließ seinen Bruder rufen, den ich beym Könige zurückgelassen hatte. Ich ging ihm in das Zimmer entgegen und bereitete ihn vor. Wir trafen Anstalten, daß Estouteville nicht zu ihm konnte und brachten einen Theil der Nacht zu, ihn zum Verstande zurückzuführen. Heute früh fand ich ihn noch trauriger, als gestern. Sein Bruder ist bey ihm geblieben und ich bin zu Ihnen geeilt."

„Ich erstaune!" nahm die Prinzessin das Wort: „Ich hätte der Frau von Tournon weder Liebe noch Betrug zugetraut."

„Man kann die Verstellung und Hinterlist nicht weiter treiben," versetzte der Prinz: „Bedenken Sie, daß sie schon wirklich in Estoutevillen verliebt war, als Sancerre sie kälter fand. Estoutevillen

sagte sie, daß er sie über den Verlust ihres Gemahls tröstete und daß sie ihm zu gefallen aus ihrer Einsamkeit herausginge, und Sancerre glaubte, sie thäte es, weil wir der Meynung gewesen waren, daß sie nicht mehr so tief betrübt scheinen müßte. Sie vermochte Estoutevillen, ihr Verständniß geheim zu halten, damit Sancerre nichts davon erführe, sie wollte durch ein Machtwort ihres Vaters gezwungen werden, ihn zu heirathen, um ihren Ruf zu bewahren, und es geschah, um mit Sancerren brechen zu können, ohne daß er Grund hätte, sich zu beschweren. — Ich muß den Unglücklichen bald wieder besuchen," fuhr der Prinz von Cleves fort: „und mir deucht, es wäre gut, wenn Sie mit mir nach Paris zurückgingen. Es ist Zeit, daß Sie wieder in der Societät erscheinen: und daß Sie die unzähligen Besuche annehmen, die Sie einmal nicht vermeiden können."

Die Prinzessin war es zufrieden und kam den folgenden Tag nach Paris zurück. Sie fühlte sich bey dem Gedanken an den Herzog von Nemours weit ruhiger, als vorher. Die letzte Vorstellung ihrer Mutter und die Betrübniß über ihren Tod

hatten ihre Gefühle für ihn zurückgesetzt und sie glaubte, daß sie gänzlich erloschen wären.

Noch denselben Abend, wo sie zurückgekommen war, machte ihr die Königin Dauphine einen Besuch. Sie sagte ihr, daß sie herzlichen Antheil an ihrer Betrübniß nähme, sie wünschte aber, daß sie sich von derselben nicht ganz übermannen lassen möchte; um sie ein wenig zu zerstreuen, wollte sie ihr erzählen, was während ihrer Abwesenheit bey Hofe Neues vorgefallen wäre. Somit erzählte sie ihr einige besondere Vorfälle." Was ich Ihnen aber am liebsten erzähle," setzte sie hinzu: „ist dieß, daß man nun gewiß weiß, daß der Herzog von Nemours leidenschaftlich verliebt ist, und daß selbst seine vertrautesten Freunde nicht bloß die Angebetete nicht kennen, sondern sie nicht einmal ahnden. Dennoch ist seine Liebe so stark, daß er die Hoffnung einer Krone darum aufgibt."

Nun erzählte die Königin alles, was mit der Königin Elisabeth vorgefallen war.

„Was ich Ihnen erzählt habe," fuhr sie fort: „weiß ich durch den Herrn von Anville. Der König hat gestern Abend den Herzog zu sich kom-

men lassen, und ihm Briefe von Lignerolles gezeigt, worin dieser um Zurückberufung bittet, und meldet, daß er der Verzögerung des Herzogs keinen gültigen Grund für die Königin Elisabeth mehr unterzulegen wüßte, daß sie beleidigt schiene, und daß sie, wenn sie auch ihr Wort nicht ausdrücklich gegeben, doch genug gethan hätte, daß er er eine Reise wagen könnte. Diesen Brief las der König dem Herzog vor, aber dieser, statt ernsthaft darauf zu antworten, lachte, scherzte, und spöttelte über Lignerolles Hoffnungen. Er sagte, ganz Europa würde über seine platte Zudringlichkeit lachen, wenn er als anmaßlicher Gemahl der Königin nach England käme, ohne seiner Sache gewiß zu seyn. Es wäre auch jetzt nicht die rechte Zeit, setzte er hinzu, diese Reise zu unternehmen, da der König von Spanien so dringend um ihre Hand angehalten hätte. Bey einer Liebschaft wäre dieß vielleicht kein sehr fürchterlicher Nebenbuhler, aber bey einer Vermählung wäre er es so gewiß, daß der König selbst ihm nicht rathen würde, sich mit ihm zu messen. „Aber ich rathe es Ihnen gerade jetzt, erwiederte der König: „Sie

werden ihm nichts abzugewinnen haben. Ich weiß, daß er andere Plane hat, und wenn er sie nicht hätte, so hat sich die Königin Maria unter dem Spanischen Joche so übel befunden, daß ihre Schwester nicht darunter gehen, und sich von dem Schimmer so vieler vereinigten Kronen blenden lassen wird.“ — „Läßt sie sich nicht davon blenden,“ versetzte der Herzog: „so ist zu vermuthen, daß sie sich durch Liebe glücklich machen will. Sie hat Mylord Courtenay seit einigen Jahren geliebt, den die Königin Maria schon liebte, die sich mit ihm vermählt haben würde, wenn sie nicht bemerkt hätte, daß die jugendliche Schönheit ihrer Schwester Elisabeth stärker auf ihn wirkte, als die Hoffnung zu einer Krone. Sie verbannte ihn, und vermählte sich mit dem König von Spanien. Ich glaube, Elisabeth wird ihn bald zurückrufen, und lieber einen Mann, der ihr lieb war, der sehr liebenswürdig ist, der für sie so viel gelitten hat, als einen Unbekannten wählen, von dem ihr nur das Gerücht gesagt hat.“ — „Ich würde Ihrer Meynung seyn,“ erwiederte der König: „wenn Courtenay noch lebte. Aber ich weiß seit einigen

Tagen, daß er zu Padua in seinem Exil gestorben ist. Ich sehe wohl," setzte er hinzu: „man muß sie verheirathen, wie den Dauphin: durch Gesandte."

„Anville und der Vidame," fuhr die Königin Dauphine fort: „die bey dieser Unterredung zugegen waren, sind überzeugt, daß es eben die unbekannte Liebschaft ist, die ihn von dieser großen Unternehmung abhält. Der Vidame, der ihn näher beobachten kann, als sonst irgend jemand, hat zur Frau von Martigues gesagt: er hätte sich so verändert, daß er fast gar nicht mehr zu kennen sey; und was ihn am meisten dabey wundert, ist, daß man von keinem besondern Umgang eine Spur hat, und daß man ihn nicht zu gewissen Stunden verschwinden sieht. Er schließt daraus, daß er mit der Person, die er liebt, nicht einverstanden sey, und gerade dieser Umstand macht, daß man den vorigen Herzog von Nemours gar nicht mehr in ihm erkennt."

Was für einen giftigen Genuß gewährte diese Erzählung der Prinzessin von Cleves! Wie hätte sie sich nicht in der geliebten Person erkennen sol-

len, deren Namen man nicht wußte, und wie hätte sie sich einer zärtlichen Erkenntlichkeit erwehren können, da sie auf einem durchaus unverdächtigen Wege erfuhr, daß der Mann, der schon auf ihr Herz gewirkt hatte, seine Liebe aller Welt verbirgt, und ihretwegen eine Krone verschmähet? Der gewaltsame Kampf ihrer Gefühle läßt sich nicht beschreiben. Wenn die Königin Dauphine sie beobachtet hätte, würde sie ohne Mühe bemerkt haben, daß ihr das, was sie erzählte, nicht gleichgültig wäre; da sie aber keine Ahndung davon hatte, so fuhr sie fort: „Anville glaubt, daß ich über diese Erscheinung besser unterrichtet sey, als er, und er hat solch eine hohe Meynung von mir, daß er überzeugt ist, ich allein hätte diese Zerrüttung bey dem Herzog anrichten können!"

Diese letztern Worte erweckten der Prinzessin von Cleves eine andere Art von Unruhe. „Ich könnte," sagte sie: „mit dem Herrn von Anville leicht gleicher Meynung seyn. Eine Fürstin, wie Sie, muß es seyn, über welche er die Königin von England verschmähen kann." — „Ich würd' es Ihnen gestehen, wenn ich es wüßte," versetzte die

Königin Dauphine: „und ich wüßte es, wenn es so wäre. Leidenschaften dieser Art entgehen dem Auge der Person nicht, die sie gelten; sie bemerkt sie zuerst. Der Herzog hat mir nur eine ganz leichte Aufmerksamkeit bezeigt, und es ist ein so großer Unterschied zwischen seinem damaligen und jetzigen Benehmen, daß ich Ihnen für gewiß sagen kann: ich bin es nicht, um derentwillen er gegen eine Krone gleichgültig bleibt.“

Nach diesen Worten entfernte sich die Königin Dauphine. Die folgenden Tage besuchten der König und die Königin die Prinzessin von Cleves. Der Herzog von Nemours, der ihre Zurückkunft mit peinlicher Ungeduld erwartet hatte, und sehnlich wünschte, sie einmal ohne Zeugen zu sprechen, nahm eine Stunde wahr, wo sich alles entfernte, und wo aller Wahrscheinlichkeit nach niemand mehr kommen würde. Dies glückte ihm, und er kam gerade, als die andern Besuche gingen.

Die Prinzessin war auf ihrem Bette. Es war warm, und der Anblick des Herzogs erhöhete ihre Farbe vollends zu einem Roth, das ihre Schönheit nicht verminderte. Er setzte sich ihr

gegen über unter jener beklemmenden Aengstlichkeit, die wahre Liebe beständig im Gefolge hat. Es dauerte eine Weile, eh' er Worte finden konnte. Die Prinzessin war nicht weniger verlegen, und so blieben beyde eine gute Zeit stumm.

Endlich hub der Herzog an, und sagte ihr viel Verbindliches über ihre Betrübniß. Sie ergriff diesen Wink gern, um das Gespräch über diesen Gegenstand fortzuführen. Sie sprach lange von dem Verluste, den sie erlitten, und sagte am Ende:

Wenn auch die Zeit die Heftigkeit meines Schmerzes lindert, wird mir doch immer solch ein starker Eindruck davon bleiben, daß meine ganze Stimmung dadurch verändert werden wird.

„Große Betrübniß," erwiederte der Herzog: „läßt wie gewaltige Leidenschaft tiefe Eindrücke zurück. So kenne ich auch mich seit meiner Zurückkunft aus Flandern nicht mehr. Man hat diese Veränderung allgemein bemerkt, und selbst die Königin Dauphine hat mit mir darüber gesprochen."

Es ist wahr, sie hat es bemerkt, und ich glaube selbst gehört zu haben, daß sie davon sprach.

„Es ist mir ganz lieb, daß sie es bemerkt hat; aber ich wünschte, daß sie nicht die einzige wäre, die es bemerkte. Manchen Personen Ihres Geschlechts wagt man nur durch Dinge, die sie nicht angehen, Winke von einer Leidenschaft zu geben, die man für sie nährt; aber wenn man fürchtet, sie merken zu lassen, daß man sie liebt, will man sie doch wenigstens merken lassen, daß man von niemand geliebt werden will. Man will ihnen zeigen, daß es keine Schönheit von keinem Range gebe, die einen anziehen könnte, und daß man keine Krone in der Welt um den Preis, sie nie wieder zu sehen, erkaufen möchte.“ —

Die Prinzessin war in einer Unruhe, die nur ein gewaltsamer Kampf unverrathen erhalten konnte. Der Herzog fuhr fort:

„Gewöhnlich schließt Ihr Geschlecht auf unsre Liebe von der Sorgfalt, womit wir beschäftigt sind, zu gefallen, zu sehen. Aber das ist so schwer nicht, wenn ein Weib liebenswürdig ist; weit schwerer ist es, der Sehnsucht nach ihr sich nicht zu überlassen, und ihr auszuweichen, in der Besorgniß, der Welt und gleichsam ihr selbst zu ver-

rathen, was man für sie fühlt. Was aber am allerlebhaftesten von einer wahren und herzlichen Liebe zeugt, ist gänzliche Umstimmung des Charakters, ist Gleichgültigkeit gegen Ehrgeitz und Vergnügen, wenn man vorher mit beyden ausschließend beschäftigt war."

Die Prinzessin verstand ohne Mühe, was für sie in diesen Worten lag. Es däuchte ihr, daß sie darauf antworten, daß sie es nicht dulden müßte; und wiederum däucht' es ihr, daß sie es nicht verstehen, daß sie es nicht auf sich ziehen, und daß sie dieß nicht zeigen müßte: sie glaubte sprechen und glaubte schweigen zu müssen. Die Worte des Herzogs gefielen ihr, und beleidigten sie zugleich. Sie sah die Bestätigung von dem darin, worauf sie die Königin Dauphine durch ihre Erzählung geleitet hatte; sie fand viel Ehrfurcht und viel Feinheit, aber auch viel Kühnheit und zu viel Verständlichkeit darin. Der Hang, den sie für ihn fühlte, machte ihr eine Unruhe, über die sie nicht Meisterin blieb. Die dunkelsten Aeußerungen eines Mannes, der geliebt wird, bewirken eine heftigere Bewegung, als die offene Er-

klärung eines andern, der nicht gefällt. Sie antwortete also nicht, und der Herzog würde ihr Stillschweigen bemerkt und keine unvortheilhaften Schlüsse daraus für sich gezogen haben, wenn die Ankunft des Prinzen von Cleves nicht Konversation und Besuch geendigt hätten.

Er kam, um seiner Gemahlin noch etwas von Sancerren zu erzählen; aber sie fühlte keine große Neugier, den Verlauf dieser Geschichte zu erfahren. Sie war mit dem, was so eben vorgefallen war, so beschäftigt, daß sie ihre Zerstreuung kaum verbergen konnte. Als sie sich allein sah, bemerkte sie wohl, daß sie sich betrogen hätte, wenn sie glaubte, daß sie nur Gleichgültigkeit gegen den Herzog fühlte. Seine Aeußerungen hatten gewirkt, wie er es wünschen konnte, hatten sie ganz von seiner Liebe überzeugt. Sein Betragen stimmte zu genau mit seinen Worten, als daß ihr ein Zweifel hätte zurückbleiben sollen. Sie schmeichelte sich nicht mehr mit der Hoffnung, ihre Neigung unterdrücken zu können, sie dachte nur darauf, ihn dieselbe nie ahnden zu lassen. Dieß war ein schweres Unternehmen, und sie hatte

schon erfahren, daß es auch sehr schmerzlich sey. Sie wußte, daß das einzige Mittel es auszuführen, dieß wäre, daß sie seinen Anblick vermiede; und da die Trauer ihr Vorwand gab, zurückgezogener als vorher zu leben, so bediente sie sich desselben, da nicht hin zu gehen, wo sie ihn antreffen konnte. Sie war in Schwermuth versunken. Der Tod ihrer Mutter schien die Ursache davon, und man forschte sonst nach keiner.

Der Herzog war in Verzweiflung, daß er sie fast nirgends mehr fand, und da er wußte, daß er sie in keiner Assemblee, bey keinem Feste am Hofe treffen würde: so schützt' er eine plötzlich erwachte Neigung zur Jagd vor, und machte Jagdpartien an den Tagen, wo bey den Königinnen Assemblee war, um nicht dort erscheinen zu dürfen. Eine leichte Unpäßlichkeit diente ihm lange zum Vorwande, zu Hause zu bleiben, und da nicht hinzugehen, wo er die Prinzessin zu finden nicht hoffen konnte.

Ungefähr zu gleicher Zeit ward der Prinz von Cleves krank. Seine Gemahlin kam aus seinem Zimmer nicht weg, solange seine Unpäßlichkeit

dauerte; als er sich aber besser befand, und wieder Besuche, unter andern von dem Herzog von Nemours, annahm, der unter dem Vorwande, daß er noch nicht ganz wieder hergestellt sey, ganze Tage bey ihm zubrachte: da schien es ihr, daß sie nicht länger bey ihm bleiben könnte, ob sie gleich die ersten Mahle, als der Herzog kam, nicht Kraft genug hatte, sich zu entfernen. Sie hatte ihn zu lange nicht gesehen, als daß sie sich entschließen können, ihn nicht zu sehen. Der Herzog fand Mittel, ihr durch Aeußerungen, die ins Allgemeine zu gehen schienen, die sie aber wohl verstand, kund zu geben, daß er auf die Jagd ginge, um nachzudenken und zu schwärmen, und daß er keine Assemblee besuchte, weil er sie auf keiner fände.

Sie führte endlich ihren Entschluß aus, und entfernte sich jedesmal, wenn er erschien, doch nicht ohne die äußerste Anstrengung. Der Herzog sahe wohl, daß sie ihn vermied, und es ging ihm empfindlich nahe.

Dem Prinzen von Cleves fiel dieß Benehmen nicht gleich anfangs auf; aber endlich bemerkte er, daß seine Gemahlin nicht bey ihm bleiben wollte,

wenn

wenn Gesellschaft kam. Er sprach mit ihr darüber, und sie antwortete, daß sie glaubte, der Wohlstand litte es nicht, wenn sie alle Abende mit dem jüngsten Theile des Hofes zubrächte: sie bäte ihn, daß er sie zurückgezogener als sonst leben lassen möchte; die Tugend und Gegenwart ihrer Mutter hätten ihr bis jetzt eine Menge Dinge erlaubt, die eine Frau von ihrem Alter allein nicht fortführen dürfte.

Ihr Gemahl war sonst an sich sehr gefällig und nachgiebig gegen seine Gemahlin; aber dießmal war er es nicht, und er erklärte, daß sie ihre bisherige Lebensart durchaus nicht ändern müßte. Sie war im Begriff, ihm zu sagen, das Gerücht liefe um, daß der Herzog von Nemours in sie verliebt sey; aber sie hatte nicht Kraft genug, seinen Namen auszusprechen. Sie fühlte auch eine Art von Beschämung, daß sie einen falschen Grund vorschützen, und die Wahrheit einem Manne verhehlen wollte, der eine so hohe Meynung von ihr hätte.

Einige Tage nachher sprach man bey der Königin von Horoskopen und Prophezeihungen. Die

Meynungen darüber waren getheilt. „Ich glaube nicht im mindesten daran,„ sagte der Herzog von Nemours ganz laut, und darauf wandte er sich an die Prinzessin von Cleves, und fuhr leise zu ihr fort. „Man hat mir prophezeiht, daß ich durch die Güte derjenigen Person glücklich werden würde, für die ich die heftigste und ehrfurchtsvollste Liebe fühlte. Schließen Sie daraus, Madame, ob ich an Prophezeihungen glauben kann.“ —

Die Königin Dauphine schloß aus dem, was der Herzog laut gesagt hatte, daß das, was er leise hinzusetzte, die Geschichte einer leeren Vorhersagung sey: sie fragte ihn also, was er zur Prinzessin von Cleves gesagt hätte. Wenn er weniger Geistesgegenwart gehabt hätte, so würde ihn diese Frage überrascht haben; aber er erwiederte ohne Stammeln: „Ich sagte, man hätte mir ein so hohes Glück prophezeiht, daß ich selbst nicht wagen würde, danach zu streben.“ —

Wenn man Ihnen bloß das prophezeiht hat, versetzte die Königin Dauphine, und dachte an den Umstand mit England dabey: „so verschreyen Sie die Astrologie nicht. Sie könnten in der Folge

Gründe finden, ihr das Wort zu reden.“ — Die Prinzessin verstand wohl, was die Königin sagen wollte; aber sie verstand eben so gut, daß das Glück, von welchem er sprach, nicht die Brittische Krone sey. Indessen ängstigte und beleidigte sie seine immer steigende Verständlichkeit.

Da seit dem Tode ihrer Mutter eine geraume Zeit verlaufen war, so war es nöthig, daß sie wieder öffentlich erschien, und wie vorher sich bey Hofe zeigte. Sie sah den Herzog bey der Königin Dauphine, sie sah ihn bey ihrem Gemahl, zu welchem er oft mit mehrern jungen Leuten kam, um nicht aufzufallen, und immer sah sie ihn mit einer innern Bewegung, die er ohne Mühe bemerkte.

So sorgfältig sie sich auch bestrebte, seinen Blicken auszuweichen, und weniger mit ihm, als andern, zu reden, entschlüpften ihr doch gewisse Dinge, die während der ersten Bewegung sichtbar wurden, und aus denen der Herzog schloß, daß er ihr nicht gleichgültig sey. Ein Mann, der weniger scharfsichtig war, hätte vielleicht nichts davon bemerkt; aber er hatte schon so oft geliebt,

daß es ihm unmöglich verborgen bleiben könnte, wenn er geliebt wurde. Er sahe wohl, daß der Chevalier von Guise sein Nebenbuhler war, und dieser wußte das gleiche von ihm. Er war der einzige am Hofe, der dieß wüßte, denn sein Interesse hatte ihn scharfsichtiger gemacht, als die übrigen. Der Umstand, daß sie über ihre Gefühle wechselseitig im Klaren waren, gab ihnen eine Bitterkeit, die in den kleinsten Umständen sichtbar wurde, aber nie durch irgend einen Zwist zum Ausbruche kam. Doch waren sie beständig gegen einander, im Ringelrennen, wie in andern Ritterspielen, die der König gab, und ihre Eifersucht auf einander war so stark, daß sie sich nicht verbergen konnte.

Die Prinzessin dachte oft an die Königin Elisabeth, und es däuchte ihr, als ob der Herzog den Vorschlägen des Königs und den dringenden Aufforderungen Lignerolles nicht Stand halten würde. Sie sahe mit Unruhe, daß letzterer noch nicht zurück war, und sie erwartete ihn mit Ungeduld. Wenn sie ihren Regungen gefolgt wäre, so würde sie sich genau nach der Lage dieser Unter-

nehmung erkundigt haben; aber eben das Gefühl, das ihr diese Neugier einflößte, drang sie, dieselbe zu verbergen, und sie erkundigte sich bloß nach der Schönheit, dem Verstande und dem Charakter der Königin Elisabeth. Man zeigte beym Könige ein Bildniß von ihr, das sie anziehender fand, als sie guten Willen hatte, es zu finden, und sie konnte sich der Bemerkung nicht erwehren, daß der Mahler geschmeichelt habe. Es machte sie unruhig und mißmüthig, als die Königin Dauphine ihr versicherte, daß nach allem, was man ihr von der Schönheit der Königin Elisabeth gesagt, der Mahler nicht geschmeichelt haben könnte.

Die Königin Dauphine ließ alle schöne Weiber bey Hofe im Kleinen mahlen, um sie der Königin, ihrer Mutter, zu schicken. Den Tag, als das Bildniß der Prinzessin von Cleves fertig wurde, kam die Königin Dauphine zu ihr, um den Abend bey ihr zuzubringen. Der Herzog fehlte nicht. Er ließ nie eine Gelegenheit vorbey, sie zu sehen, ohne indessen den Argwohn zu geben, daß er sie suchte. Sie war diesen Tag so schön, daß er sich in sie verliebt haben müßte, wenn er

es nicht schon gewesen wäre; aber dennoch wagt' er nicht, die Augen auf sie zu heften, während man sie mahlte, weil er fürchtete, man möchte die Freude, die er daran fände, bemerken.

Die Königin Dauphine forderte von dem Prinzen von Cleves ein kleines Bildniß, das er von seiner Gemahlin hatte, um es mit dem zu vergleichen, das eben fertig wurde. Man fällte Urtheile über beyde. Die Prinzessin ließ von dem Mahler etwas an dem Kopfputze des ältern ändern. Der Mahler nahm es aus dem Futteral, und nachdem er daran gearbeitet hatte, legt' er es auf den Tisch.

Der Herzog hatte schon lange gewünscht, ein Bildniß von der Prinzessin zu haben. Als er dieses sah, konnt' er sich der Regung nicht erwehren, es einem Gemahl zu entwenden, den er zärtlich geliebt glaubte. Er meynte, weil so viel Leute gegenwärtig wären, so könnte der Verdacht nicht ausschließend auf ihn fallen.

Die Königin Dauphine saß auf dem Bette, und sprach leise mit der Prinzessin, die vor ihr stand. Diese bemerkte zwischen den Vorhängen

herdurch, die nicht ganz zugezogen waren, den Herzog, der sich mit dem Rücken an einen Tisch zu Füßen des Bettes gelehnt hatte, und ohne den Kopf zu drehen, sehr geschickt etwas von dem Tische nahm, und es einsteckte. Sie errieth ohne Mühe, daß es ihr Bildniß sey, und dieß überraschte sie so, daß die Königin Dauphine ihre Zerstreuung bemerkte, und sie ganz laut fragte, wohin sie sähe. Der Herzog drehete sich bey diesen Worten um, und begegnete den Augen der Prinzessin, die ihn noch immer hüteten. Er glaubte, es sey nicht unmöglich, daß sie seinen Diebstahl gesehen hätte.

Die Prinzessin war in großer Verlegenheit. Sie hätte das Bildniß zurückfordern sollen. Aber wenn sie es öffentlich forderte, so hätte sie öffentlich die Gefühle des Herzogs für sie kund gegeben, verlangte sie es unter vier Augen, so hätte sie ihn gleichsam gedrungen, von seiner Liebe zu sprechen. Endlich überzeugte sie sich, daß es besser sey, es ihm zu lassen, und es that ihr nicht leid, daß sie ihm einen Genuß bewilligen konnte, ohne daß er selbst wußte, daß sie ihm denselben bewillige.

Der Herzog bemerkte ihre Verlegenheit, und glaubte den Grund davon zu errathen. Er näherte sich ihr, und sagte leise zu ihr: „Wenn Sie gesehn haben, was ich jetzt wagte, so beschwör ich Sie um die Gefälligkeit, daß Sie thun, als ob Sie es nicht wüßten. Weiter wag ich nichts zu bitten.“ — Er entfernte sich sogleich, ohne eine Antwort zu erwarten, schloß sich in sein Zimmer, und überließ sich der ungestümen Freude, die öffentlich seiner Meister geworden wäre. Er fühlte das Entzücken der Liebe in seiner ganzen Stärke. Er liebte das liebenswürdigste Weib bey Hofe, er zwang sie, wider ihren Willen ihn zu lieben, und er sah in allen ihren Bewegungen jene Unruhe und Verlegenheit, welche die Liebe, in ein Herz voll Unschuld gepflanzt, im Gefolge zu haben pflegt.

Den Abend suchte man das Bildniß sehr sorgfältig. Da man das Futteral fand, argwöhnte man nicht, daß es entwendet wäre, und man glaubte, daß es durch Versehen irgend wohin verlegt worden. Der Prinz war unmuthig über diesen Verlust, und nachdem man noch einmal alles durchsucht hatte, sagte er zu seiner Gemahlin, aber in

einem Tone, der merken ließ, daß es ihm nicht von Herzen ging: sie hätte gewiß irgend einen unbekannten Liebhaber, dem sie das Bildniß gegeben, oder der es mitgenommen hätte; jeder andere als ein Liebhaber wäre mit dem Bildnisse ohne Futteral nicht zufrieden gewesen. —

Diese Worte, obgleich mit lachendem Munde gesprochen, machten einen starken Eindruck auf die Prinzessin, und erweckten ihr innere Vorwürfe. Sie bedachte, wie gewaltsam der Zug sey, der sie zu dem Herzoge dränge, und wie wenig sie mehr ihres Gesichts und ihrer Worte Meisterin sey; Lignerolles wäre auch zurück und wegen Elisabeth hätte sie nichts mehr zu besorgen. Keinen Verdacht mehr auf die Königin Dauphine. Nichts von allem dem könnte sie mehr schützen, und nirgends wäre sie sicher, als entfernt auf dem Lande. Da es aber nicht von ihr abhing, sich zu entfernen, so sah sie sich auf das äußerste und einem Schritte nahe gebracht, den sie für das größte Unglück hielt, diesem, daß sie ihrem Gemahl ihre Neigung für den Herzog entdecken müßte. Sie erinnerte sich an alles das, was ihre Mutter ihr

in ihren letzten Stunden gesagt, und an den Rath, den sie ihr gegeben hatte, daß sie lieber zu allen, selbst den schmerzlichsten Mitteln greifen, als sich in eine Liebschaft einlassen sollte. Was ihr Gemahl über seine Achtung für Offenherzigkeit bey Gelegenheit der Frau von Tournon gesagt hatte, kam ihr in das Gedächtniß zurück, und es däuchte ihr, daß sie ihm von ihrer Neigung zu dem Herzoge sagen müßte. Dieser Gedanke beschäftigte sie lange, und endlich erstaunte sie, wie sie ihn hätte fassen können, fand Unbesonnenheit und Thorheit darin, und fiel in ihre vorige peinliche Unschlüssigkeit zurück.

Einige Tage nachher hielt der König ein Ballspiel mit dem Herzog von Nemours, dem Chevalier von Guise und dem Vidame von Chartres. Die Königinnen und eine Menge Damen, worunter auch die Prinzessin von Cleves war, sahen zu. Als es zu Ende war, näherte sich Chatelart der Königin Dauphine, und sagte ihr, daß ihm der Zufall einen Brief in die Hände gespielt, den der Herzog von Nemours hätte aus der Tasche fallen lassen. Die Königin war auf alles, was

den Herzog betraf, immer sehr neugierig, und sie ließ sich den Brief von Chatelart geben. Sie steckte ihn ein, und folgte der Königin, die mit dem Könige die Schranken besehen wollte, die er zu einem zu gebenden Tourniere errichten ließ. Als man eine Weile dort gewesen war, ließ der König einige Pferde vorführen, die er vor kurzem hatte kommen lassen. Ob sie gleich noch nicht zugeritten waren, wollt' er sie doch besteigen, und ließ jedem Herrn aus seinem Gefolge eins geben. Der König und der Herzog ritten die wildesten. Die Pferde wollten gegen einander. Da der Herzog fürchtete, dem Könige wehe zu thun, so prellte er plötzlich zurück, und gegen einen Pfeiler, mit solcher Gewalt, daß ihn der Stoß aus dem Sattel warf. Man eilte herzu, und glaubte, daß er Schaden genommen hätte. Die Prinzessin von Cleves fürchtete dieß mehr, als alle übrige. Ihre Theilnehmung ging in eine Beklemmung und Unruhe über, die sie nicht zu verbergen bedachte: sie näherte sich ihm mit den Königinnen, und ihre Farbe war so verändert, daß ein Mann, der weniger dabey verwickelt gewesen, als der Chevalier

von Guise, es bemerkt haben würde. Auch bemerkte er es ohne Mühe, und der Zustand der Prinzessin von Cleves beschäftigte ihn angelegentlicher, als der Zustand des Herzogs von Nemours. Der Stoß hatte diesen so betäubt, daß er eine Zeit mit hangendem Haupte in den Armen derer liegen blieb, die ihn aufgehoben hatten. Als er die Augen wieder aufschlug, bot sich ihm sogleich die Prinzessin von Cleves dar. Er las in ihrem Gesichte, daß sie Mitleid für ihn fühlte, und er sah sie mit Blicken an, die ihr seine Rührung und Dankbarkeit kund gaben.

Als sich die Prinzessin von dem ersten Schrekken erholt hatte, bedachte sie, unter welchen Zeichen sie dasselbe kund gegeben hatte. Der Chevalier von Guise ließ ihr die Hoffnung nicht lange, daß es niemand bemerkt hätte. Als er ihr den Arm bot, um sie aus den Schranken zu führen, sagte er zu ihr: „Madame, ich bin mehr zu beklagen, als der Herzog von Nemours. Verzeihen Sie mir, wenn ich die tiefe Ehrfurcht, die ich immer für Sie gefühlt habe, bey Seite setze, und wenn ich Ihnen sage, wie unendlich mich das

schmerzt, was ich bemerkt habe. Es ist das erstemal, daß ich so kühn bin, zu sprechen, und es wird das letztemal seyn. Tod oder ewige Entfernung werden mich einem Ort entreißen, wo ich nicht mehr leben kann, weil ich nun den traurigen Trost verloren habe, daß alle übrige, die es wagen, den Blick zu Ihnen zu erheben, auch so unglücklich sind als ich."

Die Prinzessin sagte einige schlecht zusammenhängende Worte darauf, als ob sie nicht verstanden hätte, was der Chevalier hatte sagen wollen. Zu einer andern Zeit würde sie sein Geständniß beleidigt haben; aber jetzt war sie von der Betrübniß übermannt, daß er ihre Gefühle für den Herzog bemerkt hatte. Der Chevalier glaubte in diesem Punkt seiner Sache so gewiß zu seyn, daß er allen seinen Planen auf die Gegenliebe der Prinzessin zu entsagen beschloß. Um aber diese, die ihm so schwer und so ruhmvoll geschienen hatten, aufzugeben, bedurft' es anderer, deren Glanz und Größe ihn anziehen konnten. Er setzte sich vor, Rhodus zu erobern; und als ihn der Tod in der Blüthe der Jugend dahin raffte, als er den Ruhm

eines der größten Helden seines Zeitalters errungen hatte, bedauerte er das einzige nur, daß er diesen herrlichen Plan, dessen Ausführung er durch unermüdlichen Eifer gewiß gemacht zu haben glaubte, nicht hatte ausführen können.

Die Prinzessin verfügte sich aus den Schranken zur Königin, immer noch mit dem, was vorgefallen war, lebhaft beschäftigt. Der Herzog von Nemours erschien kurz nachher prächtig gekleidet, und als ob ihm nichts gefehlt hätte. Seine Laune schien sogar noch heiterer, als sonst, und die Freude über das, was er bemerkt zu haben glaubte, gab ihm eine Art von feinem Muthwillen, die ihn unbeschreiblich angenehm machte. Man war allgemein überrascht, als er sich zeigte; und alles war um ihn her, und fragte ihn, wie er sich befände. Die Prinzessin allein blieb am Kamin, und that, als ob sie ihn nicht sähe. Der König kam aus einem Kabinett, und als er den Herzog unter den übrigen bemerkte, rief er ihn zu sich, um mit ihm über seinen Sturz zu sprechen. Der Herzog ging vor der Prinzessin vorbey, und sagte leise zu ihr: „Ich habe heute Regungen Ih-

res Mitleids gesehn, Madame, aber nicht gerade dieses Mitleids bin ich am würdigsten." — Die Prinzessin hatte wohl vermuthet, daß der Herzog ihre Aengstlichkeit um ihn bemerkt hätte, und diese Aeußerung ließ ihr vollends keinen Zweifel darüber. Es schmerzte sie empfindlich, sich ihrer Gefühle nicht mehr Meisterin zu wissen, und sie auch dem Chevalier von Guise verrathen zu haben. Daß sie der Herzog von Nemours wußte, schmerzte sie wohl auch; aber nicht so drückend, und nicht ohne ein sanftes, beruhigendes Gefühl.

Die Königin Dauphine, die sehr neugierig war, zu wissen, was in dem Briefe stände, den ihr Chatelart gegeben hatte, kam zur Prinzessin von Cleves, gab ihr denselben, und sagte: Lesen Sie diesen Brief, er ist an den Herzog von Nemours geschrieben, allem Anschein nach von eben Der, für die er alle Uebrige aufgegeben hat. Wenn Sie ihn nicht gleich lesen können, so heben Sie ihn auf, und geben Sie ihn mir den Abend beym Coucher wieder, sagen mir auch, ob Sie die Hand kennen." — Mit diesen Worten entfernte sie sich, und ließ die Prinzessin so erstaunt

und betroffen zurück, daß sie lange ihren Platz nicht verlassen konnte. Ungeduld und Verlegenheit duldeten sie nicht länger bey der Königin, und sie ging nach Hause, ob es gleich ihre gewöhnliche Stunde nicht war. Sie hielt den Brief in zitternder Hand. Ihre Gedanken durchkreuzten einander, und ein unerträglicher Schmerz, dessen Wesen sie nicht kannte, und den sie nie empfunden hatte, behielt die Oberhand. Sobald sie in ihrem Kabinet war, riß sie den Brief auf, und las folgendes darin:

„Ich habe Sie zu sehr geliebt, als daß Sie „glauben können, die Veränderung, die Sie „an mir bemerken, sey Wirkung meines Leicht„sinns: ich will Ihnen zeigen, daß sie die Wir„kung Ihrer Treulosigkeit ist. Es wird Sie „überraschen, daß ich von Ihrer Treulosigkeit „spreche; Sie haben sie mir so geschickt verbor„gen, und ich habe mir so viel Mühe gegeben, „Ihnen geheim zu halten, daß ich darum weiß, „daß Sie mit Recht darüber erstaunen müssen. „Ich begreife selbst nicht, wie ich es habe ge„heim halten können. Nie muß es einen pein„lichern

„lichern Schmerz als meinen gegeben haben.
„Ich glaubte, Sie liebten mich mit Wärme
„und Wahrheit, und ich barg Ihnen nicht län-
„ger, wie ich Sie liebte. Aber zu eben der
„Zeit, da ich Ihnen dieß ganz zeigte, erfahre
„ich, daß Sie mich hintergehen, daß Sie eine
„andere lieben, daß Sie mich dieser neuen Lieb-
„schaft wahrscheinlich aufopfern würden. Ich
„erfuhr es an dem Tage, wo das Ringelrennen
„war, und deßhalb erschien ich nicht bey dem-
„selben. Ich stellte mich krank, um die Zer-
„rüttung meines Herzens zu verbergen; aber
„ich ward es bald wirklich. Als ich besser wur-
„de, stellte ich mich immer noch sehr krank, um
„einen Vorwand zu haben, Sie nicht zu sehen
„und Ihnen nicht zu schreiben. Ich wollte Zeit
„gewinnen, zu überlegen, wie ich mich mit Ih-
„nen nehmen sollte. Ich wählte, und verwarf
„hundert Plane; aber endlich fand ich Sie nicht
„werth, daß Sie um meinen Schmerz wüßten,
„und ich beschloß, Ihnen denselben nicht kund
„zu geben. Ich wollte Ihren Stolz beleidigen,
„dadurch, daß ich Sie bemerken ließ, meine

„Liebe zu Ihnen erkaltete von selbst. Ich
„glaubte dadurch zu bewirken, daß Sie weni-
„ger Werth auf meine Aufopferung legen könn-
„ten; ich wollte Ihnen nicht die Freude ma-
„chen, zeigen zu können, wie sehr ich Sie lieb-
„te, um dadurch desto liebenswerther zu wer-
„den. Ich beschloß, Ihnen leere und langwei-
„lige Briefe zu schreiben, um dadurch Der, wel-
„cher Sie dieselben gaben, die Vermuthung zu
„erwecken, daß Sie nicht mehr geliebt würden;
„ich wollte ihr nicht die Freude machen, zu se-
„hen, daß ich ihren Triumph über mich wüßte,
„und wollte diesen Triumph nicht durch meine
„Klagen und Vorwürfe glänzender machen.
„Ich glaubte, Sie nicht genug zu strafen, und
„Ihnen nur einen ganz leichten Unmuth zu er-
„wecken, wenn ich mit Ihnen zu einer Zeit
„bräche, wo Sie mich nicht mehr liebten. Ich
„fand, daß Sie mich lieben müßten, um den
„Schmerz, nicht geliebt zu seyn, der mich so
„peinlich drückte, recht zu fühlen. Ich dachte,
„wenn irgend etwas Ihre vorigen Gefühle für
„mich wieder anflammen könnte, so wäre es

„dieß, daß Ihnen die meinigen zu erkalten schienen, „und daß ich Ihnen dieß zeigte, mit dem Be„streben, es zu verbergen, gleichsam als ob ich „nicht Muth und Kraft genug hätte, es Ihnen „zu gestehen. Bey diesem Entschluß blieb ich „stehen, aber wie schwer ward es mir, wenn „ich Sie wieder sahe! Hundertmal war ich im „Begriff, mit Thränen und Vorwürfen heraus„zubrechen. Meine Unpäßlichkeit machte es „mir möglich, Ihnen meine Unruhe und Be„trübniß zu verbergen. Das Vergnügen gab „mir endlich Kraft, daß ich mich gegen Sie so „verstellen konnte, wie Sie sich gegen mich ver„stellten; und ich that mir solch eine Gewalt „an, Ihnen so oft zu sagen und zu schreiben, „ich liebte Sie, daß Sie es endlich für ein Zei„chen meiner veränderten Gefühle für Sie hal„ten mußten. Dieß beleidigte Sie, und Sie „beklagten sich. Ich suchte Sie zu beruhigen; „aber dieß geschah so gezwungen, daß Sie sich „desto fester überzeugten, ich liebte sie nicht „mehr. Genug, ich that alles, was ich mir „zu thun vorgenommen hatte. Durch einen

„Eigensinn Ihres Herzens kamen Sie in eben „dem Verhältnisse zu mir zurück, als ich mich „von Ihnen entfernte. Ich hatte den ganzen „Genuß der vollständigsten Rache. Es schien „mir, daß Sie mich flammender als je liebten, „und ich ließ Sie merken, daß ich Sie nicht „mehr liebte. Ich hatte Grund zu glauben, „daß Sie Die ganz aufgegeben hätten, deret= „wegen Sie mich verlassen hatten. Auch hatte „ich Ursachen, mich zu überzeugen, daß Sie „nie mit ihr von mir gesprochen hätten; aber „Ihre neu erwachte Liebe so wenig als Ihre „Verschwiegenheit konnten Ihre Flatterhaftig= „keit gut machen. Ihr Herz war zwischen mir „und einer andern getheilt, Sie haben mich be= „trogen: das ist genug, um mir die Freude zu „rauben, von Ihnen geliebt zu seyn, wie ich „es zu verdienen glaubte, und den Entschluß, „Sie nie wieder zu sehen, der Sie sehr überra= „schen wird, unerschütterlich in mir zu er= „halten."

Die Prinzessin las diesen Brief, und las ihn wieder, ohne zu wissen, was sie gelesen hatte: sie

sah bloß daraus, daß der Herzog nicht so liebte, wie sie geglaubt hatte, und daß er Andere liebte, die er wie sie betrog. Welch eine Entdeckung für ihr Herz, das einer heftigen Leidenschaft voll war, und das dieselbe zwey Männer hatte merken lassen, wovon der eine ihrer unwerth schien, und der andere diesem zu Liebe von ihr war gemißhandelt worden. Nie muß ein Schmerz so quälend und empfindlich gewesen seyn. Es schien ihr, als ob er es dadurch so sehr würde, daß der Herzog gerade diesen Tag Winke von Gegenliebe bekommen hätte: wäre dieß nicht gewesen, so würde es ihr, wie sie glaubte, gleichgültig geblieben seyn, ob er eine Andere liebte oder nicht. Aber sie irrte sich in sich selbst. Der Schmerz, der ihr unerträglich däuchte, war Eifersucht mit dem Gefolge ihrer gewöhnlichen Qualen. Sie sah aus diesem Briefe, daß der Herzog seit lange eine Liebschaft unterhielte; sie fand, daß die Schreiberin des Briefes, Verstand und Vorzüge hätte; sie schien ihr werth, geliebt zu werden; sie sah an ihr mehr Muth, als sie sich selbst zutrauete, und sie beneidete sie über die Entschlossenheit und Kraft, womit sie dem

Herzog ihre wahren Gefühle verborgen gehalten hätte. Sie sah aus dem Schlusse des Briefes, daß sich diese Andere geliebt geglaubt hatte, und es fiel ihr ein, ob die Behutsamkeit und Verschwiegenheit, die der Herzog gezeigt, und die ihr so sehr gefallen hatten, nicht vielleicht bloße Folge der Liebe gewesen wäre, die er für jene empfand, und der er zu mißfallen fürchtete. Genug, alles fiel ihr ein, was ihren Unmuth vermehren konnte. Mit einem schmerzlichen Gefühle ging sie in sich zurück, dachte sie an den Rath ihrer sterbenden Mutter, bereuete sie es, daß sie sich nicht hartnäckig dem Umgange mit der Welt entzogen, oder daß sie ihren Gemahl, der sich dem widersetzte, ihre Neigung zum Herzog, wie sie erst wollte, nicht entdeckt hatte. Sie fand, daß es besser gethan gewesen wäre, sie einem Gemahl kund zu geben, dessen edles Herz sie kannte, und dessen Interesse es war, sie geheim zu halten, als einem Manne, der derselben unwerth war, der sie betrog, der sie vielleicht aufopferte, und der nur aus einem Zuge von Eitelkeit oder Stolz sich um ihre Liebe bewürbe. Sie fand endlich, daß alle

Uebel, die ihr begegnen, alle gewaltsamen Mittel, die ihr zu ergreifen übrig bleiben könnten, nicht so quälend wären, als der Umstand, daß sie den Herzog in ihr Herz blicken lassen, und daß sie durch jenen Brief in das seinige geblickt hatte. Die einzige Beruhigung, die ihr übrig blieb, war die, daß sie seit dieser Entdeckung sich selbst nicht mehr zu fürchten hätte, und daß sie von ihrem Hange für den Herzog ganz geheilt seyn würde.

Sie dachte nicht mehr daran, daß die Königin Dauphine sie beym Coucher sehen und sprechen wollte. Sie legte sich nieder, und gab Unpäßlichkeit vor. Als ihr Gemahl von dem Könige zurück kam, sagte man ihm, sie schliefe schon; aber die ruhige Stimmung, die der Schlummer herbeyführt, war weit von ihr entfernt. Sie brachte die ganze Nacht damit zu; daß sie wechselsweise weinte, und den Brief las, den sie nicht aus der Hand gelegt hatte.

Die Prinzessin von Cleves war nicht die einzige Person, deren Ruhe dieser Brief störte. Der Vidame von Chartres, der ihn verloren hatte (denn der Herzog von Nemours hatte ihn nicht

verloren) war in der äußersten Verlegenheit darüber. Er hatte den ganzen Abend bey dem Herzog von Guise zugebracht, der dem Herzog von Ferrara und allen jungen Herren des Hofes ein großes Souper gegeben hatte. Man sprach unter andern bey Tische von artigen Briefen. Der Vidame sagte, daß er einen bey sich hätte, der artiger wäre, als je einer sey geschrieben worden. Man drang darauf, daß er ihn zeigen sollte; er machte Schwierigkeiten. Der Herzog von Nemours behauptete, er hätte keinen, und spräche nur aus Eitelkeit davon. Der Vidame erwiederte, daß er seine Verschwiegenheit sehr ins Gedränge brächte, daß er aber den Brief doch nicht zeigen würde; nur einige Stellen wollte er daraus vorlesen, die beweisen würden, daß wenige Männer dergleichen bekämen. Er wollte den Brief hervor hohlen, fand ihn aber nicht. Er suchte ihn vergebens, man zog ihn auf; aber er schien so unruhig, daß man davon abbrach. Er entfernte sich früher, als die übrigen, und kam voll Aengstlichkeit nach Hause, um zu sehen, ob der Brief nicht hier wäre. Er war noch im Suchen begriffen,

als der erste Kammerdiener der Konigin erschien, und ihm sagte, daß die Gräfin von Usez für nöthig gehalten hätte, ihn eiligst wissen zu lassen, daß man bey der Königin von einem gewissen Briefe gesprochen, den er bey der Ballpartie aus der Tasche fallen lassen: daß man einen großen Theil des Briefes bey ihr hergesagt; daß die Königin große Neugier gezeigt, ihn zu sehen, daß sie nach demselben zu einem ihrer Kammerjunker geschickt, daß dieser aber gesagt hätte, der Herr von Chatelart hätte ihn aus seinen Händen empfangen und noch nicht zurückgegeben.

Der Kammerdiener setzte noch einige andere Umstände hinzu, die den Vidame in die äußerste Verlegenheit stürzten. Er eilte zu einem Kammerjunker, der ein vertrauter Freund des Herrn von Chatelart war, ließ ihn aufwecken, und ihn bitten, den Brief von jenem zu fordern, doch ohne zu sagen, wer ihn verlangte, und wer ihn verloren hätte. Chatelart, der sich fest einbildete, der Brief gehörte dem Herzog von Nemours, und dieser sey in die Königin Dauphine verliebt, glaubte gewiß zu wissen, daß er es sey, der ihn

zurückfordern ließe, und er antwortete mit einer boshaften Freude, er hätte den Brief in den Händen der Königin Dauphine gelassen. Der Kammerjunker brachte diese Antwort dem Vidame: sie vergrößerte seine Unruhe, und gab ihm Ursache zu neuen Besorgnissen. Als er lange unschlüßig hin und her gegrübelt hatte, überzeugte er sich, daß niemand als der Herzog von Nemours ihn aus dieser Verlegenheit reißen könnte.

Er ging zu ihm, und trat in sein Zimmer, als der Tag noch kaum grauete. Er schlief sehr ruhig. Was er den Tag an der Prinzessin von Cleves entdeckt hatte, war ein süßer Rausch für ihn gewesen. Er war erstaunt, als er sich von dem Vidame aufgeweckt sahe, und er fragte ihn, ob er das aus Rache dafür thäte, daß er beym Souper gewisse Zweifel geäußert hätte; aber er las bald in dem Gesichte des Vidame, daß eine sehr ernsthafte Sache ihn zu ihm führte.

„Ich muß Ihnen," hub dieser an: „eine Halssache anvertrauen. Ich weiß wohl, daß Sie mir für dieß Vertrauen keinen grossen Dank schuldig werden, weil ich es in der Noth zeige; aber

ich weiß auch, daß ich bey Ihnen verloren haben würde, wenn ich Ihnen gesagt hätte, was ich Ihnen jetzt zu sagen gezwungen bin. Ich habe den Brief verloren, von dem ich beym Souper sprach, und es liegt mir unendlich daran, daß niemand erfährt, daß er an mich geschrieben ist. Gestern beym Ballspiel haben ihn eine Menge Leute gesehen. Sie waren auch dort, und ich beschwöre Sie, sagen Sie, daß Sie ihn verloren haben.“—

Sie scheinen zu glauben, unterbrach ihn der Herzog lächelnd: daß ich keine Geliebte habe, sonst würden Sie mir nicht zumuthen, mich mit ihr zu überwerfen, wenn ich mir den Brief zueigne, und sie auf den Gedanken bringe, daß ich ähnliche mehr bekomme. —

„Ich beschwöre Sie, hören Sie mich ernsthaft an:“ sagte der Vidame: „Wenn Sie eine Geliebte haben, und ich glaube, daß Sie eine haben, wenn ich sie auch nicht kenne; so wird es Ihnen leicht seyn, sich zu rechtfertigen, und ich werde Ihnen sehr wirksame Mittel dazu an die Hand geben. Wenn Sie sich nicht bey ihr rechtfertigen können, so gäbe es höchstens einen Zwist

von einigen Minuten; aber ich, ich würde dadurch einem Weibe unauslöschliche Schande machen, die mich einmal sehr lieb hatte, und die allgemeine Achtung verdient; und auf der andern Seite würde ich mir einen schweren Haß zuziehen, der mir vielleicht mein gegenwärtiges und künftiges Glück, und wohl gar noch etwas mehr kosten könnte."

Ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen, unterbrach ihn der Herzog: aber Sie geben mir einen Wink, woraus ich schließe, daß das Gerücht nicht ganz lügenhaft ist, wenn es sagt, daß eine große Fürstin Sie mit gefälligen Augen ansehe.

„Das ist es auch nicht," versetzte der Vidame: „aber wollte der Himmel, daß es anders wäre: ich wäre dann meiner jetzigen Verlegenheit entübrigt. Aber ich muß Ihnen den ganzen Hergang erzählen, damit Sie sehen, wie große Ursache ich zu fürchten habe:"

„Die Königin Katharine ist mir, seitdem ich bey Hofe bin, beständig mit großer Güte und Herablassung begegnet, und ich hatte Grund zu glauben, daß sie einen Zug von Gütigkeit für mich fühlte; aber nie fand ein besonderes Verhältniß

unter uns Statt, und ich hatte nie daran gedacht, etwas anders als Ehrfurcht für sie zu fühlen. Ich war sogar sehr lebhaft in die Frau von Themines verliebt. Wenn man sie kennt, so befremdet es nicht, daß man eine heftige Liebe für sie fassen kann, sobald man von ihr wieder geliebt wird. Das war ich. Es sind ungefähr zwey Jahre, als ich, während sich der Hof zu Fontainebleau aufhielt, zwey oder drey Unterredungen mit der Königin zu einer Zeit hatte, wo wenig Leute um sie waren. Meine Unterhaltung schien ihr zu gefallen, und sie war immer gleicher Meynung mit mir. Einmal unter andern fiel das Gespräch auf Vertrauen und Mißtrauen. Ich äußerte, daß ich auf niemand unbedingtes Vertrauen setzte, daß man es fast beständig bereuete, es jemand geschenkt zu haben, und daß ich eine Menge Dinge wüßte, wovon ich nie gesprochen hätte. Die Königin sagte, sie schätzte mich darum desto mehr, sie hätte noch niemand in Frankreich gefunden, der ein Geheimniß verwahren könnte, und dies hätte sie unendlich beunruhigt, weil sie die Freude entbehren müssen, jemand ihr Vertrauen zu schenken.

Man wäre doch eines theilnehmenden Verstandes und Herzens so bedürftig, besonders wären es Personen ihres Ranges. Die folgenden Tage nahm sie diese Konversation immer wieder auf, und sie ließ mich sogar eine Menge sehr besonderer Umstände wissen. Endlich kam es mir vor, als ob sie meine Geheimnisse wissen, und mir ihre anvertrauen wollte. Diese Vorstellung zog mich an sie, es freute mich, daß sie mich auszeichnete, und ich war angelegentlicher und öfter um sie, als vorher. Eines Abends, als der König und die Damen einen Spatzierritt in das Gehölze machten, den sie nicht mit machen wollte, weil sie sich nicht ganz wohl befand, blieb ich bey ihr, sie ging in den Garten hinunter, und entzog ihrem Kammerherrn den Arm, um desto freyer gehen zu können. Nachdem sie einige Alleen durchwandert hatte, näherte sie sich mir, und befahl mir, mit ihr zu gehen. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen,“ hub sie an: „und Sie werden daraus sehen, daß ich Ihre Freundin bin.“ — Bey diesen Worten stand sie still, und sah mich fest an. „Sie sind verliebt,“ fuhr sie fort: „und weil Sie vielleicht nie-

mand etwas davon sagen, so glauben Sie, daß man nichts davon weiß; aber es ist bekannt, und selbst Personen, die es nahe angeht. Man beobachtet Sie, man weiß, wo Sie Ihre Geliebte sehen, und man hat vor, Sie zu überraschen. Ich weiß nicht, wer Ihre Geliebte ist, Sie sollen es mir auch nicht sagen, ich will Sie bloß vor dem Unglücke warnen, das Ihnen bevorsteht."

„Bemerken Sie," fuhr der Vidame zum Herzog fort: „was sie mir für eine Schlinge legte, und wie schwer es war, sie zu vermeiden? Sie wollte wissen, ob ich eine Liebschaft hätte. Dadurch, daß ste meine Geliebte nicht wissen wollte, und daß sie sich den Schein gab, als ob sie mich verbinden wollte, nahm sie mir die Vorstellung, daß sie aus Neugierde oder mit Plan zu mir spräche."

„Indessen kam ich trotz diesem künstlichen Benehmen hinter die Wahrheit. Ich war in die Frau von Themines verliebt; aber wenn ich auch ihre Gegenliebe hatte, war ich doch nicht so glücklich, geheime Zusammenkünfte mit ihr zu haben, mithin hatte ich keine Gefahr zu fürchten, und sie

war es mithin nicht, welche die Königin gemeynt hatte. Ich hatte wohl auch eine andere Liebschaft mit einem andern, weniger schönen und strengen Weibe, und es war nicht unmöglich, daß man den Ort unserer Zusammenkünfte entdeckt hätte; aber da sie mir nicht nahe am Herzen lag, so war es sehr leicht, allen Verdrießlichkeiten zu entgehen, wenn ich nicht mehr zu ihr ging. Also gestand ich der Königin nichts, versicherte ihr vielmehr, daß ich es schon seit lange aufgegeben hätte, die Liebe von Weibern zu gewinnen, die sie mir vielleicht geben könnten, weil ich gefunden hätte, daß sie fast alle nicht verdienten, einen rechtlichen Mann anzuziehen, und daß nur etwas, das weit über sie erhaben wäre, mich hinreißen könnte."

„Sie sind nicht aufrichtig," erwiederte die Königin darauf. „Ich weiß das Gegentheil von dem, was Sie sagen. Die Art, wie ich mit Ihnen spreche, muß Sie vermögen, mir nichts zu verschweigen. Ich will Sie unter die Zahl meiner Freunde wissen," fuhr sie fort: „aber mir dürfen Ihre Verbindungen nicht unbekannt bleiben, wenn ich Ihnen diese Stelle geben soll. Ueberlegen

Sie,

Sie, ob Ihnen dieselbe um dieß Geständniß zu theuer ist. Ich gebe Ihnen zwey Tage dazu. Ueberdenken Sie reiflich Ihre Antwort, und vergessen Sie nicht, daß ich es Ihnen nie verzeihen werde, wenn Sie mich betrügen."

„Somit verließ sie mich, ohne meine Antwort zu erwarten. Sie können denken, wie mir ihre Aeußerungen den Kopf einnahmen. Zwey Tage Bedenkzeit schienen mir nicht zu viel, einen Entschluß zu nehmen. Ich sah, daß Sie wissen wollte, ob ich eine Liebschaft hätte, und daß sie nicht wünschte, daß ich eine hätte. Die wichtigen Folgen dieser Unternehmung lagen mir vor Augen; meine Eitelkeit war durch eine nähere Verbindung mit einer Königin nicht wenig geschmeichelt, und einer Königin, die noch sehr schön und sehr liebenswürdig ist. Auf der andern Seite stand meine Liebe zur Frau von Themines. Wenn ich auch eine Art von Untreue durch den Umgang mit jener Andern an ihr beging, könnt' ich mich doch nicht entschließen, mit ihr zu brechen. Wiederum war mir die Gefahr sehr gegenwärtig, der ich mich aussetzte, wenn ich die Königin betröge, die

so schwer zu betrügen ist. Dennoch konnt' ich mich nicht entschließen, fortzustoßen, was das Glück mir hinlegte, und ich nahm Glück oder Unglück, was aus meinem Benehmen entstehen könnte, hartnäckig auf mich. Ich brach mit Der, bey der man mich überraschen konnte, und hoffte, daß man mich mit der Frau von Themines nicht überraschen würde."

„Als ich nach Verlauf der zwey Tage bey der Königin in den Saal trat, wo Zirkel war, sagte sie mit einem strengen Wesen, das mich befremdete, ganz laut zu mir:" „Haben Sie über das gedacht, was ich Ihnen aufgetragen habe, und wissen Sie die Wahrheit davon?" — „Ja," erwiederte ich: „und es ist so, wie ich Ew. Maj. gesagt habe." — „Kommen Sie diesen Abend, wenn ich mit meinem Sekretair arbeite," erwiederte sie: „so sollen Sie meine weitere Aufträge wissen." — Ich machte eine tiefe Verbeugung und versäumte nicht, mich den Abend einzufinden."

„Ich fand sie in der Galerie mit ihrem Sekretair und einigen ihrer Damen. Sobald sie mich sah, kam sie auf mich zu, und führte mich

nach dem andern Ende der Galerie.“ „Haben Sie sich bedacht,“ hub sie an: „und haben Sie mir nichts weiter zu sagen? Verdient mein Benehmen mit Ihnen nicht Aufrichtigkeit?“ — Eben weil ich mit Ew. Maj. aufrichtig gesprochen habe, erwiederte ich: kann ich Ihnen weiter nichts sagen, und ich betheure Ew. Maj. mit der Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, daß ich mit keiner Dame bey Hofe in einer nähern Beziehung stehe. — „Ich will es glauben,“ erwiederte sie: „weil ich es wünsche, und ich wünsch' es, weil ich gern möchte, daß Sie ganz auf meiner Seite ständen, was nicht seyn könnte, wenn Sie eine Liebschaft hätten. Man kann sich auf Verliebte und ihre Verschwiegenheit nie verlassen. Sie sind immer zerstreut und getheilt, und ihre Geliebte geht überall voraus; das paßt nicht zu der Art von Beziehung, worin Sie mit mir stehen sollen. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihnen auf Ihr Wort, daß Sie von jeder Verbindung frey sind, mein ganzes Vertrauen bewilligt habe; vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Vertrauen ganz haben will, daß ich verlange, Sie sollen weder Freund noch

Freundin haben, als die ich will, Sie sollen kein anders Geschäft und keinen andern Eifer haben, als meine Zufriedenheit zu verdienen. Den Eifer für Ihr Glück behalt' ich mir vor, und ich denke es mit mehr Sorgfalt zu bauen, als Sie selbst. Belohnt dafür bin ich genug, wenn ich Sie so für mich finde, wie ich es hoffe." — Ich konnte mich nicht enthalten, bey diesen Worten ein wenig zu zittern; aber der Genuß, den meine Eigenliebe darin fand, machte mich stark. — „Ich habe Sie gewählt," fuhr sie fort: „um Ihnen meinen Kummer zu vertrauen, um Linderung desselben in Ihrer Theilnehmung zu finden. Sie können denken, daß er nicht gering ist. Dem Scheine nach macht mir die Neigung des Königs zur Herzogin von Valentinois wenig Schmerz; aber sie ist mir unerträglich. Sie beherrscht, betrügt, verachtet ihn. Alle meine Leute gehören ihr. Die Königin Dauphine ist stolz auf ihre Schönheit und den Einfluß ihrer Onkel, und vergißt ihre Pflichten gegen mich. Der Connetable von Montmorency ist Herr des Königs und des Königreichs, haßt mich, und hat mir seinen Haß so laut gezeigt,

daß ich es ihm nicht vergessen kann. Der Marschall von Saint-Andre ist ein übermüthiger Günstling, und behandelt mich nicht besser. Eine Zergliederung meiner ganzen unglücklichen Tage würde Ihnen Mitleid erwecken. Bis jetzt habe ich noch nicht gewagt, irgend jemand mein Herz zu öffnen. Ihnen vertraue ich mich ganz, lassen Sie es mich nicht bereuen; von Ihnen allein erwarte ich Theilnehmung und Trost.“

„Die Augen gingen ihr bey diesen Worten über, und ich glaubte ihr zu Füßen stürzen zu müssen, so lebhaft war ich von ihrer Güte gerührt. Von diesem Tage an setzte sie unumschränktes Vertrauen auf mich. Sie that nichts, ohne mich darum wissen zu lassen, und in diesem Verhältnisse steh' ich noch mit ihr.“

Drittes Buch.

„Aber so lebhaft ich auch mit dieser neuen Verbindung beschäftigt war,“ fuhr der Vidame fort: „konnte ich doch die Frau von Themines nicht vergessen, für welche ich eine unwiderstehliche, herzliche Neigung fühlte. Es schien mir, als ob sie mich nicht mehr so liebte, wie sonst, und statt daß ich diese Veränderung, wenn ich klug gewesen wäre, als ein Gegenmittel meiner Liebe hätte nehmen sollen, gebrauchte es meine Eigenliebe, um sie stärker anzuflammen, und ich benahm mich so unvorsichtig, daß die Königin von dieser Verbindung Winke bekam. Die Eifersucht ist in ihrem Vaterlande heftiger, als bey uns, und vielleicht sind ihre Gefühle für mich stärker, als sie geglaubt hat. Das Gerücht von meiner Liebschaft beunruhigte und verdroß sie unbeschreiblich, und ich glaubte

te mich tausendmal bey ihr verloren. Ich beruhigte sie endlich durch Aufmerksamkeit, Unterwerfung und Betheurungen; aber ich hätte sie nicht lange betrügen können, wenn mich nicht das laue Wesen der Frau von Themines wider Willen von ihr entfernt hätte. Diese ließ mich merken, daß sie mich nicht mehr liebte, und ich war so fest überzeugt davon, daß ich sie nicht länger mit Vorwürfen quälen konnte, und sie in Ruhe lassen mußte. Einige Zeit nachher schrieb sie mir den verloren gegangenen Brief. Ich sah daraus, daß sie meine Liebschaft mit der Andern, von der ich Ihnen gesagt habe, erfahren, und mir deshalb ihre Liebe entzogen hatte. Da mich jetzt nichts mehr theilte, war die Königin zufrieden genug mit mir; da aber meine Gefühle für sie nicht von der Art sind, daß sie jede andere Verbindung ausschlössen, und weil man seines Hanges nicht immer Meister ist: so fühlte ich mich an die Frau von Martigues gezogen, die mir schon nicht geleichgültig war, da sie noch als Ville-Montais Kammerdame der Königin Dauphine war. Ich babe Grund zu glauben, daß sie mich nicht haßt: meine Vorsicht und

Verschwiegenheit, deren Beziehung sie aber nicht ganz weiß, gefallen ihr. Die Königin hat nicht den mindesten Argwohn auf sie; aber sie nährt einen andern, der nicht weniger schlimm ist. Weil die Frau von Martigues beständig bey der Königin Dauphine ist, so komm ich auch öfter als gewöhnlich zu ihr. Die Königin glaubt, daß ich in diese verliebt sey. Der Rang der Königin Dauphine, der ihrem nichts nachgibt, und die Jugend und Schönheit, die sie vor ihr voraus hat, nähren eine Eifersucht bey ihr, die bis zur Wuth geht, und einen Haß, den sie kaum mehr verbergen kann. Der Kardinal von Lothringen, der mir schon seit lange nach der Gunst der Königin zu ringen scheint, und der wohl sieht, daß meine Stelle bey ihr ihm hindert, näher zu treten, hat sich in die Uneinigkeiten gemischt, die unter beyden herrschen. Ich zweifle nicht, daß er den wahren Grund von der Erbitterung der Königin ahndet, und ich glaube, daß er mir nicht die besten Dienste bey ihr leistet, ohne sich den Schein davon zu geben."

„So stehen die Sachen in dieser Minute. Ueberlegen Sie, was der verlorne Brief für Folgen nach sich ziehen kann. Das Unglück hat gewollt, daß ich ihn zu mir steckte, um ihn der Frau von Themines wieder zu geben. Wenn die Königin ihn sieht, entdeckt sie, daß ich sie betrogen habe, und daß ich fast zu eben der Zeit, wo ich sie betrog, auch die Frau von Themines mit einer dritten und diese dritte mit den beyden erstern betrog. Was für eine Idee kann sie dadurch von mir bekommen? Und wird sie mir je wieder ein Wort glauben können? Sieht sie ihn nicht, was soll ich ihr sagen? Sie weiß, daß man ihn in den Händen der Königin Dauphine gelassen hat, sie wird glauben, daß Chatelart die Hand erkannt hat, und daß er von der Königin Dauphine ist, sie wird sich einbilden, daß die Person, über die man Eifersucht bezeigt, sie selbst vielleicht sey; und kurz, sie kann alles glauben, und ich habe alles zu fürchten. Nehmen Sie dazu, daß ich die Martigues brennend liebe, daß die Königin Dauphine ihr den Brief gewiß zeigen wird, daß sie glauben kann, er sey vor kurzem geschrieben: so wäre ich

auf einmal mit Der zerfallen, die mir jetzt die liebste, und mit Der, die mir die fürchterlichste auf der Welt ist. Schließen Sie aus dem allen, ob ich Ursache habe, Sie zu bitten und zu beschwören, daß Sie den Brief für den Ihrigen erklären, und ihn der Königin Dauphine aus den Händen ziehen sollen."

„Ich fühle," erwiederte der Herzog von Nemours: „daß man in keiner gefährlichern Verlegenheit seyn kann; aber man muß bekennen, daß Sie es verdienen. Man hat mir nachgesagt, daß ich auf Treue nicht viel gäbe, und immer mehrere Liebschaften fortführte; aber Sie lassen mich so weit hinter sich zurück, daß ich nicht einmal zu ersinnen gewagt hätte, was Sie wirklich unternommen haben. Wie konnten Sie glauben, die Frau von Themines zu behalten, wenn Sie sich mit der Königin einließen? Und wie konnten Sie hoffen, sich mit dieser einzulassen, und sie zu betrügen? Sie ist Italienerin und Königin, mithin argwöhnisch, eifersüchtig und stolz? Wenn Ihr gutes Glück mehr als Ihr kluges Benehmen Sie von Ihren alten Verbindungen befreyt hat,

so gehen Sie jetzt neue ein, und können glauben, daß Sie mitten an einem scharfsichtigen Hofe von der Königin unentdeckt mit Ihrer Liebe für die Martigues durchzuschlüpfen im Stande wären? Sie können nie genug thun, um ihr die Beschämung zu nehmen, daß sie die ersten Schritte hat thun müssen. Sie sind lebhaft von ihr geliebt. Ihre Verschwiegenheit verhindert Sie, es zu gestehen, und meine Bescheidenheit, es Ihnen abzudringen; aber genug, sie liebt Sie, sie argwöhnt etwas, und die Wahrheit ist gegen Sie."

„Und Sie sagen mir das alles?" versetzte der Vidame: „Ihre eigene Erfahrung gibt Ihnen keine Nachsicht für meine Fehler? Ich will gern gestehen, daß ich gefehlt habe, aber denken Sie darauf, wie Sie mich aus der Gefahr ziehen wollen, die mir drohet. Ich glaube, Sie müssen zur Königin Dauphine, sobald sie sichtbar ist, und den Brief von ihr zurückfordern, als ob Sie ihn verloren hätten."

„Ich habe Ihnan schon gesagt," unterbrach ihn der Herzog: „daß diese Zumuthung etwas sonderbar ist, und daß mein eigenes Interesse

etwas dagegen einzuwenden haben könnte. Noch mehr, hat man nicht den Brief aus Ihrer Tasche fallen sehen? Und wird es dadurch nicht unmöglich, geltend zu machen, daß er aus meiner gefallen sey?"

„Ich denke Ihnen gesagt zu haben," antwortete der Vidame: daß man der Königin Dauphine hinterbracht hat, er sey aus Ihrer gefallen." —

„Wie?" unterbrach ihn der Herzog mit Heftigkeit, weil er sah, was für einen bösen Dienst ihm dieser Irrthum bey der Prinzessin von Cleves thun konnte: „Wie, man hat ihr gesagt, der Brief gehörte mir?"

„Das hat man," erwiederte der Vidame: „und der Irrthum kömmt daher, daß einige Kammerjunker in dem Zimmer waren, wo unsre Kleider lagen. Als unsre Leute diese hohlten, ward der Brief herausgezettelt, und jene hoben ihn auf, und lasen ihn laut. Einige haben geglaubt, er gehörte mir, andere, Ihnen: Chatelart, der ihn von ihnen bekam, hat mir auf meine Anfrage sagen lassen, daß er ihn der Königin Dauphine als

Ihnen gehörig gegeben, und Die der Königin davon sagten, haben zum Unglück behauptet, er gehörte mir. Also können Sie leicht thun, warum ich Sie bitte, und mich aus der Verlegenheit reißen.“

Der Herzog hatte den Vidame immer sehr lieb gehabt, und daß er ein Verwandter der Prinzessin von Cleves war, hätte ihn noch näher an ihn gezogen. Indessen konnte er sich doch nicht entschließen, die Gefahr zu laufen, daß sie ihn bey diesem Brief verwickelt glaubte. Er fiel in ein tiefes Nachdrnken. Der Vidame glaubte seine Ursachen zu ahnden.“ „Ich glaub' es wohl,“ sagte er: „daß Sie Zank mit Ihrer Geliebten fürchten; und Sie könnten mich auf den Gedanken bringen; daß diese die Königin Dauphine sey, wenn ich nicht wüßte, daß Sie auf Anvillen gar nicht eifersüchtig sind. Aber sey dieß, wie es wolle: es ist billig, daß Sie Ihre Ruhe der meinigen nicht aufopfern. Ich will Ihnen Beglaubigungen geben, die Ihre Geliebte überzeugen können, daß der Brief nicht an Sie ist. Hier ist ein Billet von der Frau von Amboise, einer ver-

trauten Freundin der Themines, die um unser Verhältniß gewußt hat. Sie verlangt darin den verlornen Brief für ihre Freundin zurück. Auf dem Billet steht mein Name, und der Inhalt läßt keinen Zweifel, daß der zurückgeforderte Brief eben der ist, den man gefunden hat. Ich lasse Ihnen dieß Billet, und Sie können es wie Sie wollen brauchen. Ich beschwöre Sie, verlieren Sie keinen Augenblick, und gehen Sie zur Königin Dauphine."

Der Herzog versprach es, und behielt das Billet. Indessen war er doch nicht Willens zur Königin Dauphine zu gehen, weil ihm ein dringenderes Geschäft anders wohin trieb. Es war ihm nicht zweifelhaft, daß sie der Prinzessin von Cleves von jenem Briefe gesagt hätte, und es war ihm unerträglich, eine Person, die er so brennend liebte, in dem Wahne zu lassen, als ob er mit einer andern in einer nähern Verbindung stände.

Er ging also zur Prinzessin, zu einer Stunde, wo er vermuthen konnte, daß sie schon aufgestanden sey, und ließ ihr sagen, daß er es nicht gewagt hätte, sich zu einer so ungelegenen Zeit

ihr aufzudringen, wenn ihn nicht eine höchst wichtige Sache dazu zwänge. Die Prinzessin von Cleves war noch im Bette, ihr Herz und ihr Verstand waren von den schmerzlichen Gefühlen und Vorstellungen, die sie die Nacht hindurch beschäftigt hatten, noch beunruhigt und zerrüttet. Sie war sehr erstaunt, als man ihr sagte, daß der Herzog von Nemours sie zu sprechen verlangte. In ihrem Unmuthe ließ sie zurücksagen, sie befände sich nicht wohl, sie könnte ihn nicht sprechen. Diese Verweigerung beleidigte den Herzog nicht. Ein Beweis von Kaltsinn zu einer Zeit, wo sie Ursache zur Eifersucht hatte, war kein böses Zeichen. Er ging zu ihrem Gemahl, und sagte ihm, daß er sich bey seiner Gemahlin hätte melden lassen, daß es ihm leid thäte, sie nicht sprechen zu können, weil er ihr höchst wichtige Dinge, den Vidame betreffend, zu sagen hätte. Er erzählte ihm mit wenig Worten, wie sich das Ganze verhielte, und sogleich führte ihn der Prinz in das Zimmer seiner Gemahlin. Wären die Vorhänge ihres Bettes nicht zugezogen gewesen, so hätte sie ihre Unruhe und ihr Erstaunen über die Erschei-

nung des Herzogs nicht verbergen können. Ihr Gemahl sagte ihr, daß die Rede von einem Briefe wäre, in Absicht dessen man ihrer Hülfe für den Vidame bedürfte; sie sollte mit dem Herzog überlegen, was zu thun sey, er müßte zum Könige, der ihn hätte rufen lassen."

Der Herzog blieb also allein bey der Prinzessin, wie er es hatte wünschen können.

„Ich wollte Sie fragen, Madame," hub er an: „ob Ihnen die Königin Dauphine nichts von einem Briefe gesagt hätte, den sie von Chatelart bekommen hat."

„Sie hat mir etwas davon gesagt," erwiederte die Prinzessin: „aber ich sehe nicht, wie er mit dem Wohl und Weh meines Onkels zusammenhängt. Seiner ist darin mit keiner Sylbe erwähnt."

„Es ist wahr, seiner ist darin nicht gedacht; aber deshalb ist er doch an ihn geschrieben, und es liegt ihm unendlich daran, ihn von der Königin Dauphine zurückzuhaben."

„Ich begreife nicht, warum ihm daran liegen kann, daß man diesen Brief nicht sehe, und

warum

warum man ihn unter seinem Namen zurück verlangen soll.“

„Wenn es Ihnen nicht lästig ist, mich anzuhören, Madame, so sollen Sie den Grund wissen, und Dinge erfahren, die so außerordentlich bedeutend sind, daß ich sie dem Prinzen von Cleves nicht einmal anvertraut haben würde, wenn ich seiner nicht bedurft hätte, um das Glück zu haben, Sie zu sehen.“

„Ich glaube, daß alles das, was Sie mir zu sagen haben, unnütz seyn wird; und Sie thun besser, wenn Sie zur Königin Dauphine gehen, und ihr ohne Winkelzüge gestehen, daß Sie dieser Brief so nahe angeht. Man hat ihr gesagt, er gehörte Ihnen.“

Sie sagte dieß in einem trocknen ans Bittere gränzenden Tone, der den Herzog in ihrem Herzen lesen ließ. Auch hatte er eine unbeschreibliche Freude darüber, und diese hielt seine Ungeduld sich zu rechtfertigen eine Weile hin. Er nahm endlich das Wort:

„Ich weiß nicht,“ sagte er: „was man der Königin Dauphine gesagt haben kann; aber mich

geht der Brief nicht im mindesten an, und er ist an den Vidame geschrieben."

„Ich glaub' es; aber man hat der Königin Dauphine das Gegentheil versichert, und es wird ihr nicht wahrscheinlich seyn, daß die Briefe des Vidame aus Ihrer Tasche fallen. Deßhalb eben rath' ich Ihnen, ihr die Wahrheit zu gestehen, wenn Sie nicht Gründe haben, die ich nicht weiß, sie zu verbergen."

„Ich habe nichts zu gestehn. Der Brief ist nicht an mich, und wenn ich jemand gern davon überzeugen möchte, so ist dieß nicht die Königin Dauphine. Aber, Madame, weil Ihr Onkel hier in Gefahr ist, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Dinge entdecke, die schon Ihre bloße Neugierde reitzen könnten."

Die Prinzessin blieb still, und zeigte dadurch, daß sie ihn hören wollte. Der Herzog erzählte ihr nun, so bündig er konnte, die Geständnisse des Vidame. Es lag viel Stoff zu Aufmerksamkeit und Erstaunen darin; aber die Prinzessin zeigte keines von beyden, und ihre Kälte schien zu beweisen, daß ihr das Ganze entweder nicht glaub-

lich oder gleichgültig wäre. In dieser Stimmung blieb sie, bis der Herzog auf das Billet der Frau von Amboise kam. Sie wußte, daß diese Dame eine Freundin der Frau von Themines war, und sie fand nun so viel Wahrscheinlichkeit in der Erzählung des Herzogs, daß sie anfing zu glauben, der Brief könnte doch wohl nicht an ihn geschrieben seyn. Dieser Gedanke vertrieb plötzlich und wider ihren Willen die Kälte, die bis jetzt ihr Wesen beherrscht hatte. Als ihr der Herzog dieß rechtfertigende Billet vorgelesen hatte, reichte er es ihr dar, und sagte, sie würde die Hand wohl kennen. Sie konnte nicht umhin, es zu nehmen, die Adresse anzusehen und es ganz zu lesen, um sich zu überzeugen, ob der Brief, den man zurück verlangte, eben der sey, von dem das Billet spräche. Der Herzog setzte noch viel hinzu, was sie anderer Meynung machen konnte, und da man angenehmen Wahrheiten leicht Eingang verschaffen kann, so überzeugte er sie endlich, daß ihn dieser Brief nicht anginge.

Nun fing sie an, mit dem Herzog über die Verlegenheit und Gefahr des Vidame zu sprechen,

sein unerlaubtes Benehmen zu tadeln, und auf Mittel, ihn zu retten, mit ihm zu denken; sie erstaunte über die Königin, gestand, daß sie den Brief hätte; genug, sobald sie ihn unschuldig fand, nahm sie lebhaften Antheil an allem dem, was sie anfangs kaum hatte anhören wollen. Sie fanden, daß sie der Königin Dauphine den Brief nicht wieder geben dürften, weil sie ihn der Frau von Martigues zeigen könnte, welche die Hand der Frau von Themines kannte, und die, weil sie sich für den Vidame interessirte, leicht errathen könnte, daß er an ihn geschrieben sey. Ferner glaubten sie auch der Königin Dauphine den Hergang mit der Königin Katharine nicht vertrauen zu dürfen. So beschäftigte sich die Prinzessin, unter dem Scheine, daß es ihren Onkel gälte, sehr theilnehmend mit dem Geheimnisse, das ihr der Herzog anvertrauet hatte.

Dieser würde nicht bey dem, was ihren Onkel anging, stehn geblieben seyn, und die Gelegenheit, so ungebunden sich mit ihr zu unterhalten, würde ihn kühn von Dingen haben sprechen lassen, deren er noch nicht zu erwähnen gewagt hatte;

wenn man nicht der Prinzessin angekündigt hätte, daß die Königin Dauphine sie ohne Zeitverlust zu sehn verlangte. Der Herzog war gezwungen, sich zu entfernen. Er ging zum Vidame, und sagte ihm, daß er für besser befunden hättte, sich an seine Nichte zu wenden, als gerade zur Königin Dauphine zu gehen. Es fehlte ihm nicht an Gründen, diesem Schritte Billigung und Vertrauen auf seine Wirksamkeit zu verschaffen.

Unterdessen kleidete sich die Prinzessin ungesäumt an, um zur Königin Dauphine zu gehen. Sobald sie in ihr Zimmer trat, nahm diese sie bey Seite, und sagte: „Ich warte schon seit einer Stunde auf Sie. In meinem Leben ist es mir nicht so schwer geworden, mit der Wahrheit zurückzuhalten, als diesen Morgen. Die Königin hat von dem Briefe gehört, den ich Ihnen gegeben habe. Sie glaubt, er gehörte dem Vidame. Sie wissen, daß sie in einiger Beziehung damit steht. Sie hat den Brief suchen lassen; sie hat ihn von Chatelart verlangt, und dieser hat gesagt, er hätte ihn mir gegeben. Man hat ihn von mir gefordert, als einen artigen Brief, auf welchen

die Königin neugierig wäre. Ich habe mich gescheut, zu sagen, daß Sie ihn hätten, weil ich fürchtete, sie möchte auf den Gedanken kommen, ich hätte ihn bey Ihnen Ihres Onkels wegen in Sicherheit gebracht, und ich stände mit diesem in genauer Beziehung. Es ist mir ohnehin vorgekommen, als ob seine häufigen Besuche bey mir sie drückten. Deßhalb hab' ich gesagt, der Brief wäre in einem Kleide, das ich gestern angehabt hätte, und meine Leute, die den Schlüssel dazu hätten, wären nicht bey der Hand. Geben Sie mir also hurtig den Brief, daß ich ihn lesen und sehn kann, ob ich die Hand kenne."

„Ich weiß nicht, was Ew. Maj. dazu sagen werden," erwiederte die Prinzessin, die sich in einer größern Verlegenheit sah, als sie geglaubt hatte: „der Prinz von Cleves, dem ich ihn zu lesen gegeben, hat ihn dem Herzog von Nemours zurückgegeben. Er ist heute früh bey ihm gewesen, und hat ihn gebeten, ihn von Ihnen zurückzufordern. Der Prinz hat die Unvorsichtigkeit gehabt, ihm zu sagen, daß er ihn in Händen hätte,

und ist so schwach gewesen, den Bitten des Herzogs nachzugeben."

„Sie setzen mich in unbeschreibliche Verlegenheit," erwiederte die Königin Dauphine: „und Sie thaten nicht wohl, daß Sie ihn dem Prinzen gaben, denn ich hatte Ihnen denselben anvertraut, und Sie durften ihn ohne meine Erlaubniß nicht ausliefern. Was soll ich der Königin nun sagen? Und was wird sie denken? Sie wird glauben, und nicht ohne Schein der Wahrheit, daß ich mit dem Vidame näher bekannt bin. Man wird sie nie überzeugen können, daß der Brief dem Herzog von Nemours gehört."

„Es thut mir unendlich leid," versetzte die Prinzessin: „daß ich Ew. Maj. in dieß Gedränge bringe. Ich fühle es in seiner ganzen Größe. Aber der Prinz von Cleves ist mehr Schuld daran, als ich."

„Nein Sie," erwiederte die Königin Dauphine: „Warum haben Sie ihm den Brief gegeben? Ich glaube, Sie sind das einzige Weib in der Welt, die ihren Mann alles wissen läßt, was sie weiß."

„Ich bin überzeugt, daß ich gefehlt habe,“ sagte die Prinzessin; „aber Ew. Maj. sollten meinen Fehler lieber verbessern, als zergliedern.“

„Erinnern Sie sich nicht ungefähr des Inhalts?“

„Ja, ich erinnere mich dessen. Ich habe ihn mehr als einmal gelesen.“

„Wenn das ist, so lassen Sie ihn auf der Stelle nachschreiben, und zwar von einer unbekannten Hand. So will ich ihn der Königin schikken. Sie wird ihn wohl denen nicht zeigen, die ihn schon gesehen haben; und thäte sie dieß, so besteh ich fest darauf, es sey der Brief, den mir Chatelart gegeben hätte, und dieser wird es nicht wagen, das Gegentheil zu behaupten.“

Die Prinzessin billigte und ergriff dieß Mittel, und um so lieber, weil sie vor hatte, den Herzog von Nemours zu sich rufen zu lassen, und den Brief selbst von ihm zurückzufordern, um Wort für Wort eine Abschrift davon zu erhalten. Die Hand sollte ungefähr nachgeahmt werden. So glaubte sie die Königin unfehlbar irre zu führen.

Sobald sie nach Hause kam, erzählte sie ihrem Gemahl von der Verlegenheit der Königin Dauphine, und bat ihn, den Herzog von Nemours hohlen zu lassen. Dieser kam eiligst. Die Prinzessin sagte ihm, was sie ihrem Gemahl gesagt hatte, und forderte ihm den Brief ab. Der Herzog erwiederte, er hätte ihn dem Vidame schon ausgeliefert, und dieser hätte solch eine Freude über seine Rettung gehabt, daß er ihn unverzüglich der Frau von Amboise hätte aushändigen lassen. Die Prinzessin war in einer neuen Verlegenheit. Endlich beschlossen sie, den Brief aus dem Gedächtnisse nachzuschreiben. Sie schlossen sich ein, um daran zu arbeiten; an der Thür ward befohlen, niemand hereinzulassen, und die Leute des Herzogs wurden fortgeschickt.

Dieser Schein von Geheimniß und Vertraulichkeit hatte für den Herzog und selbst für die Prinzessin keinen geringen Reitz. Die Gegenwart ihres Gemahls und das Interesse ihres Onkels zerstreueten gewissermaßen ihre Bedenklichkeiten. Sie hielt sich bloß an das Vergnügen, den Herzog um sich zu haben, und sie genoß so reiner ungetrübter

Freuden, als sie nie gefühlt zu haben sich erinnerte. Eine Ungezwungenheit und Heiterkeit bemächtigte sich ihres Wesens, die der Herzog nie an ihr bemerkt hatte, und die seine Liebe verdoppelten. Er selbst hatte unter ihren Augen noch keine so angenehmen Momente zugebracht, deßhalb stieg auch seine Lebhaftigkeit, und wenn die Prinzessin anfangen wollte, den Inhalt des Briefes sich ins Gedächtniß zurückzurufen, und ihn niederzuschreiben, so störte und zerstreuete er sie mit witzigen Einfällen, statt ihr zu helfen. Sie ließ sich von demselben Geiste der Lustigkeit hinreissen, und sie waren schon eine lange Weile eingeschlossen gewesen, hatten schon zwey Bothen von der Königin Dauphine nach dem Briefe gehabt, und immer war er noch nicht zur Hälfte fertig geworden.

Der Herzog war froh, daß er diese angenehmen Augenblicke verlängern konnte; und er vergaß das Interesse seines Freundes darüber. Die Prinzessin hatte keine lange Weile, und vergaß ihrer Seits das Interesse ihres Onkels. Endlich nach vier Stunden war der Brief fertig, aber er war so schlecht gerathen, und die Hand, die ihn nach-

schrieb, glich derjenigen, die man nachmahlen wollte, so wenig, daß die Königin, wenn sie sich auch gar keine Mühe zur Untersuchung gegeben hätte, auf die Wahrheit gewiesen worden wäre. Auch ward sie nicht irre dadurch geführt. Soviel Mühe man sich auch gab, sie zu überreden, daß der Brief an den Herzog geschrieben sey, blieb sie dennoch in der Ueberzeugung, daß er nicht nur an den Vidame von Chartres geschrieben, sondern daß die Königin Dauphine dabey verwickelt, und daß eine nähere Bekanntschaft unter ihnen errichtet sey. Dieser Gedanke vergrößerte ihren Haß gegen Letztre dergestalt, daß sie ihr nie verzieh, und daß sie nicht eher ruhete, sie zu verfolgen, bis sie dieselbe aus Frankreich entfernt hatte.

Der Vidame von Chartres war bey ihr verloren, und sey es, daß sich der Kardinal von Lothringen ihrer schon bemächtigt hatte, oder daß der Vorfall mit diesem Briefe sie reitzte, ihn näher zu beobachten, und ihr half, seinen Betrügereyen auf die Spur zu kommen; gewiß ist es, daß er nie aufrichtig wieder mit ihr ausgesöhnt werden konnte. Ihre Verbindung zerriß, und sie beförderte

ihn nach der Zeit bey Gelegenheit der Verschwörung von Amboise, in welche er verwickelt war, auf das Schaffot.

Sobald der Brief an die Königin Dauphine abgeschickt war, entfernten sich der Herzog und der Prinz von Cleves. Die Prinzessin blieb allein, und in dem Augenblicke, wo der Genuß aufhörte, den die Gegenwart dessen, das man liebt, beständig gewährt, erwachte sie wie aus einem Traum, und erstaunte über die Veränderung, die seit dem Abend des vorigen Tages mit ihr vorgegangen war. Sie erinnerte sich an die Empfindlichkeit und Kälte, die sie dem Herzog bezeigt hatte, so lange sie glaubte, daß der Brief der Frau von Themines an ihn geschrieben sey, und an die ruhige Heiterkeit, in die sie sich umgeschmolzen hatte, durch die Ueberzeugung, daß der Brief nicht an den Herzog wäre. Wenn sie bedachte, daß sie es sich den Tag vorher als ein Verbrechen angerechnet hätte, als sie ihm eine Theilnehmung bezeigt hatte, die bloßes Mitleid zum Grunde haben konnte, und daß sie ihm durch ihre Empfindlichkeit Beweise von Eifersucht gegeben hätte, die auf

Liebe sicher schließen ließen: so erstaunte sie über sich selbst, und dieß Gefühl ging in eine drückende Aengstlichkeit über, wenn sie ferner überlegte, daß der Herzog wohl sähe, sie wüßte um seine Liebe zu ihr, daß er eben so gewiß sähe, sie behandelte ihn, trotz dem, daß sie dieß wüßte, selbst unter den Augen ihres Gemahls, nicht schlimmer, sogar gütiger, als je; daß sie ihn ferner durch diesen rufen lassen, und daß sie einen ganzen Nachmittag mit ihm unter vier Augen zugebracht hatte: so fand sie, daß sie mit dem Herzog einverstanden wäre, und daß sie einen Gemahl betröge, der es vor allen in der Welt am wenigsten verdiente. Sie fühlte sich beschämt, daß sie selbst in den Augen ihres Liebhabers ihre Achtung verloren hätte. Aber unerträglicher, als alles übrige, war ihr die Erinnerung an die vergangene Nacht, und an den schmerzlichen Unmuth, der sie während derselben gequält, und dem der Gedanke, der Herzog liebte eine Andre, und betröge sie, die Entstehung gegeben hatte.

Sie hatte bis jetzt keinen Begriff von der tödlichen Unruhe gehabt, die Mißtrauen und Ei-

fersucht im Gefolge haben; sie hatte nur darauf gedacht, sich der Liebe für den Herzog zu erwehren, und es war ihr noch nicht eingefallen, daß er eine Andre lieben könnte. Wenn auch der Argwohn aufhörte, den sie aus jenem Briefe gezogen hatte, blieb ihr doch der Gedanke an die Möglichkeit, betrogen zu werden, zurück, und mit ihm Eindrücke von Eifersucht und Mißtrauen, die sie nie gefühlt hatte. Sie erstaunte, wie sie noch nicht hätte daran denken können, daß der Herzog, der beständig in Absicht der Weiber sehr leichte Grundsätze gezeigt hätte, einer aufrichtigen und daurenden Anhänglichkeit kaum fähig wäre; und sie fand, daß sie mit seiner Liebe unmöglich würde zufrieden seyn können. „Und wenn ich es könnte,“ sagte sie bey sich selbst: „was will ich damit? Soll ich sie gut heißen? Soll ich sie erwiedern? Soll ich mich in eine Liebschaft einlassen? Meinen Gemahl vergessen? Mich selbst vergessen? — Aber ein Zug reißt mich wider Willen fort, und vergeblich sind alle meine Vorsätze zum Widerstande! Gestern dachte ich, wie heute, und heute handle ich meinem gestrigen Entschlusse entgegen?“ —

Sie beschloß fest, sich dem Anblicke des Herzogs zu entreißen, auf das Land zu gehen, und es nicht zu achten, wenn diese Reise auffiele. Falls ihr Gemahl darauf bestände, sie nicht aus der Stadt zu lassen, oder wenn er ihre Gründe wissen wollte, war sie schon zur Hälfte entschlossen, ihm alles zu gestehen, ob sie gleich nicht gewiß war, ob dieß nicht für ihn und für sie schmerzliche Folgen haben könnte. Sie blieb diesen Abend zu Hause, und kam nicht einmal zur Königin Dauphine, um zu erfahren, wie es mit dem untergeschobenen Briefe ausgeschlagen wäre.

Als ihr Gemahl zurückkam, erklärte sie, daß sie aufs Land wollte, daß sie sich nicht wohl befände, und daß sie der freyen Luft bedürfte. Er hätte sie nie so blühend gesehen, und glaubte, daß ihr Uebel unmöglich von Bedeutung seyn könnte. Er scherzte anfangs mit ihr darüber, und erinnerte sie, daß ein doppeltes großes Beylager und ein glänzendes Tournier vor der Thür wären, und daß sie kaum Zeit genug hätte, sich dazu anzuschicken, um wie die übrigen Weiber dabey zu schimmern; aber diese Gründe konnten ihren Vorsatz nicht

wankend machen: sie bat ihn, ihr zu erlauben, daß sie während seines Aufenthaltes zu Compiegne, wohin er mit dem König reisen sollte, zu Coulomiers bleiben dürfte. Dieß war ein artiges Landhaus, einige Meilen von Paris, das sie eben bauen ließen. Der Prinz war es zufrieden, sie ging dahin ab, und war nicht Willens, sobald zurückzukommen. Ihr Gemahl reiste mit dem König nach Compiegne, wo sich dieser nur wenige Tage aufzuhalten gedachte.

Dem Herzog von Nemours war es sehr peinlich gewesen, daß er die Prinzessin seit jenem glücklichen Nachmittage, der seiner Hoffnung so große Nahrung verschaffte, nicht wieder gesehen hatte. Seine Ungeduld ward so dringend, daß er, sobald der König zurück war, zur Herzogin von Mercour, seiner Schwester, zu gehen beschloß, die auf ihrem Landsitze in der Nachbarschaft von Coulomiers war. Er that dem Vidame den Vorschlag, mit ihm dahin zu gehen, und dieser nahm ihn gern an. Der Herzog hoffte in seiner Gesellschaft die Prinzessin von Cleves besuchen zu können.

Die Herzogin von Mercoeur empfing sie mit Freuden, und suchte sie mit allen Vergnügungen des Landlebens zu unterhalten. Als sie einmal einen Hirsch jagten, verirrte sich der Herzog im Gehölze. Indem er sich nach einem Auswege erkundigte, erfuhr er, daß er nahe bey Coulomiers sey. Bey dem Worte Coulomiers ritt er, ohne lange nachzudenken, ohne zu wissen, was er wollte, im Sprunge den Weg entlang, den man ihm dahin angezeigt hatte. Er kam in den Park, und verfolgte auf gutes Glück die gemachten Wege, die ihn, wie er wohl vermuthete, zum Schlosse führen müßten. Wirklich liefen sie gegen einen Pavillon aus, dessen unteres Geschoß aus einem grossen Saale mit zwey Kabinettern bestand, wovon das eine gegen einen Blumengarten offen stand, der von dem Gehölze nur durch Pallisaden getrennt war, und das andre auf eine Hauptallee des Parks hinausging. Er trat in den Pavillon und würde die Schönheiten desselben länger gemustert haben, wenn er nicht die Prinzessin und ihren Gemahl im Gefolge vieler Bedienten eine Allee des Parks hätte herunterkommen sehen. Da er den

Prinz, den er beym Könige zurückgelassen, hier zu sehen nicht erwartet hatte, so war seine erste Bewegung, daß er sich versteckte; er schlüpfte in das Kabinett, das in den Blumengarten ging, und gedachte durch diesen mittelst einer Thüre, die offen stand, sich in das Gehölz zu stehlen; als er aber sah, daß sich der Prinz und seine Gemahlin unter dem Pavillon niedersetzten, daß die Bedienten in dem Park blieben, und daß sie nicht zu ihm kommen konnten, ohne vor ihrer Herrschaft vorbeyzugehen: so konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, das Ideal seines Herzens zu sehen, noch der Neugier widerstehen, einer Unterhaltung mit einem Gemahl zuzuhören, der seine Eifersucht stärker aufregte, als alle seine Nebenbuhler.

„Aber warum wollen Sie nicht nach der Stadt zurück?“ hörte er den Prinzen zu seiner Gemahlin sagen: „Was kann Sie an das Land fesseln? Sie finden seit einiger Zeit so viel Geschmack an der Einsamkeit, daß es mich zugleich wundert und betrübt, weil er mich von Ihnen trennt. Ich finde Sie sogar schwermüthiger als

sonst, und ich fürchte, daß Sie irgend einen heimlichen Kummer haben.“

„Den hab' ich nicht,“ erwiederte sie mit einiger Verlegenheit: „aber das Geräusch des Hofes ist so groß, und bey uns sind beständig so viel Leute, daß der Geist wie der Körper endlich ermüden und sich nach Ruhe sehnen müssen.“

„Aber Ruhe sagt einer Person in der Blüthe der Jugend, wie Sie, nicht zu,“ erwiederte der Prinz: „Sie sind bey Hofe und zu Hause in einer Behäglichkeit, die Sie nicht ermüden kann, und fast fürchte ich, daß es Ihnen so sehr leid nicht thäte, von mir getrennt zu leben.“

„Da wären Sie sehr ungerecht gegen mich,“ versetzte sie, und ihre Verlegenheit stieg: „Aber ich bitte Sie, lassen Sie mich hier. Wenn Sie auch hier bleiben könnten, würde es mich unendlich freuen, vorausgesetzt, daß Sie allein um mich wären, und daß Sie nicht beständig eine Menge Leute um sich haben wollten, die fast aus unserm Hause nicht wegkommen.“

„O, Madame,“ rief der Prinz: „Ihre Worte und Ihr Wesen beweisen mir, daß Sie

Gründe haben, allein zu seyn, die ich nicht weiß, die Sie mir aber sagen müssen, ich beschwöre Sie darum."

Er drang lange in sie, ihm diese Gründe zu entdecken, aber er konnte sie nicht dazu vermögen, und nachdem sie sich lange geweigert hatte, mit einer Art, die seine Neugier vermehrte, blieb sie still, und heftete den Blick auf den Boden. Auf einmal nahm sie das Wort, und sah ihn an:

„Zwingen Sie mich nicht, Ihnen Dinge zu gestehen, die ich nicht stark genug war, zu entdecken, so oft ich es mir auch vorgenommen habe. Bedenken Sie bloß dieß, daß Klugheit und Vorsicht es nicht billigen können, daß sich ein Weib meines Alters, die sich selbst überlassen ist, mitten unter dem Getümmel eines großen Hofes bloß stellt."

„Was rücken Sie mir da vor das Auge!" rief ihr Gemahl: „Ich wag' es nicht, Ihnen zu sagen, weil ich Sie zu beleidigen fürchte."

Sie erwiederte nichts darauf, und ihr Stillschweigen befestigte die Vermuthung ihres Gemahls.

„Sie antworten nicht?" fuhr er fort: „Bestärkt mich dieß nicht in meiner Vermuthung?"

„Gut dann," rief sie, indem sie sich zu seinen Füßen niederließ: „Ich will Ihnen ein Geständniß thun, das noch nie ein Weib ihrem Manne gethan hat; aber mein Benehmen und meine Absicht dabey sind unschuldig und rein, und dieß gibt mir Kräfte. Es ist wahr, daß ich Gründe habe, den Hof zu meiden, daß ich Gefahren ausweichen will, die Personen meines Alters nicht selten drohen. Ich habe mir nie eine Schwachheit zu Schulden kommen lassen, und fürchtete nicht, in diesen Fall zu kommen, wenn Sie mir erlaubten, mich vom Hof entfernt zu halten, oder wenn ich meine Mutter mir noch zur Seite wüßte. So gefährlich der Weg ist, den ich einschlage, so nehm' ich ihn mit Freuden, weil ich Ihrer gern werth bleiben möchte. Ich beschwöre Sie, mir zu verzeihen, wenn mich Gefühle überwältigen, die Ihnen mißfallen, meine Handlungen sollen es nie. Bedenken Sie, daß ein Weib, die diesen Schritt thut, mehr Freundschaft und Achtung für ihren Gemahl haben muß, als sich je eine andere wird

rühmen können. Seyn Sie mein Rathgeber, mein Führer, und versagen Sie mir, wenn es seyn kann, Ihre vorige Liebe nicht!"

Ihr Gemahl war, während sie dieß sprach, wie außer sich, hielt den Kopf auf beyde Hände gestämmt, und hatte nicht daran gedacht, sie aufzuheben. Als sie aufhörte zu sprechen, als er das Auge auf sie wandte, sie zu seinen Füßen und über ihre Wangen Thränen herabrollen, und dadurch ihre Schönheit glänzender als je entwickelt sah: da hob er sie auf, schloß sie in seine Arme, und rief: O, haben Sie Mitleid mit mir: Ich bin es werth, und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen in dem ersten Ausbruche des tödlichsten Schmerzes nicht so antworte, wie es Ihr edelmüthiges Benehmen verdient. Sie sind größerer Achtung und Bewunderung werth, als je ein anderes Weib in der Welt; aber ich bin auch unglücklicher, als je ein Mann gewesen ist. Sie flößten mir den ersten Augenblick, wo ich Sie sahe, eine Leidenschaft ein, die weder Ihre strenge Zurückhaltung noch Ihr gänzlicher Besitz haben vermindern können; aber nie habe ich Ihre Gegenliebe erringen

können; jetzt fürchten Sie, Liebe für einen Andern zu fassen! Und wer ist dieser Glückliche, der Ihnen diese Besorgniß erweckt? Wie hat er den Weg zu Ihrem Herzen gefunden? Ich hatte mich zum Theil darüber, daß ich nichts über dasselbe gewinnen konnte, durch den Gedanken beruhigt, daß niemand es gewinnen könnte. Und doch gelingt es einem Andern, was mir nicht gelang? Eifersucht des Gemahls und des Liebhabers quält mich zu gleicher Zeit; aber die Eifersucht des Gemahls ist durch dieß Benehmen vernichtet! Es ist zu edel, als daß es mich nicht ganz ruhig und sicher lassen sollte, es tröstet mich sogar als Ihren Liebhaber. Ihr Zutrauen zu mir und Ihre Aufrichtigkeit, sind mir von unendlichem Werthe. Sie schätzen mich genug, um sich die Ueberzeugung zu erhalten, daß ich keinen Mißbrauch davon machen werde. Und das werd' ich nie, und ich liebe Sie darum nicht weniger. Sie machen mich unglücklich durch einen Beweis von Anhänglichkeit und Treue, den nie eine Frau ihrem Mann gegeben hat; aber vollenden Sie Ihr Werk, nennen Sie mir Den, den Sie fliehen wollen!"

„Ich beschwöre Sie,“ erwiederte die Prinzessin: „fragen Sie mich darnach nicht! Ich bin entschlossen, es Ihnen nicht zu sagen, und ich glaube, daß Vorsicht und Klugheit mir rathen, ihn nicht zu nennen.“

„Fürchten Sie nichts,“ versetzte der Prinz: Ich kenne die Welt zu gut, um zu wissen, daß Rücksicht auf den Gemahl nicht verhüten kann, daß man sich in seine Frau verliebt. Man darf die hassen, die es sind; aber nicht sich über sie beklagen. Noch einmal! Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, was ich gern wissen möchte.“

„Dringen Sie nicht weiter in mich,“ sagte sie: „es ist vergeblich. Ich bin stark genug, zu verschweigen, was ich nicht sagen zu müssen glaube. Das Geständniß, das ich Ihnen gethan habe, geschah nicht aus Schwäche, und es gehört mehr Entschlossenheit dazu, es zu thun, als es verbergen zu wollen.“

Der Herzog von Nemours überhörte kein Wort von dieser Unterredung; und das Geständniß der Prinzessin erfüllte ihn mit einer Eifersucht, die nicht geringer war, als sie ihr Gemahl fühlte.

Er war so flammend in sie verliebt, daß er glaubte, die ganze Welt wäre es, wie er. Auch hatte er wirklich mehrere Nebenbuhler; aber er dachte sich noch mehr hinzu, und sein Geist verirrte sich, wenn er nachgrübelte, Wen die Prinzessin wohl gemeynt haben könnte. Er hatte wohl oft geglaubt, daß er etwas bey ihr gälte, und er hatte diese Vermuthung auf Zeichen gebauet, die ihn jetzt so unzuverlässig schienen, daß es ihm nicht einfiel, er hätte ihr eine Leidenschaft eingeflößt, die nicht schwach seyn müßte, weil sie dieß außerordentliche Mittel anwandte, um sich davor zu schützen. Er war so sehr außer sich, daß er nicht wußte, wo er war, und was er sah, und daß er es dem Prinzen nicht verzeihen konnte, daß er nicht lebhafter um den Namen des gefürchteten Mannes in seine Gattin gedrungen hatte.

Indessen that der Prinz alles, um ihn zu erfahren, und als er vergebens in sie gedrungen hatte, sagte sie: „Ich glaube, Sie sollten mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden seyn. Verlangen Sie nicht mehr von mir, und geben Sie mir keine Ursache, meinen Schritt zu bereuen. Seyn Sie

mit der Versicherung zufrieden, die ich Ihnen wiederhole: daß keine meiner Handlungen je meine Gefühle verrathen, und daß man mir nie etwas gesagt hat, das mich hätte beleidigen können."

„O, das kann ich nicht glauben?" unterbrach sie ihr Gemahl: „Ich erinnere mich an die Verlegenheit, worin Sie damals waren, als sich Ihr Portrait verloren hatte. Dieß, dieß haben Sie weggegeben, und es war mir so werth, und gehörte so rechtmäßig mir! Sie konnten Ihr Herz nicht verbergen. Sie lieben, man weiß es, Ihre Tugend hat Sie vor den letzten Schritten bewahrt."

„Ist es möglich!" rief die Prinzessin mit nassen Augen; „Sie könnten glauben, daß Verheimlichung irgend eines Umstandes in meinem Geständnisse läge, das zu thun mich niemand zwang? O, glauben Sie mir ganz! Ich habe das Vertrauen, das ich von Ihnen wollte, um einen theuren Preis erkauft! Ueberzeugen Sie sich, ich beschwöre Sie, daß ich mein Portrait nicht weggegeben habe! Ich habe gesehen, daß man es wegnahm, aber ich wollte nicht merken lassen, daß

ich es sähe, weil ich Dinge zu hören besorgen mußte, die man noch nie gewagt hatte, mir zu sagen.“

„Aber wodurch hat man Sie merken lassen, daß man Sie liebte?“ unterbrach sie der Prinz.

„Ersparen Sie mir die peinliche Beschämung,“ versetzte sie: Ihnen die kleinen Züge zu wiederholen, die ich dießfalls bemerkte, und die mich nur zu sehr überzeugten, wie schwach ich sey.“

„Sie haben Recht,“ sagte der Prinz, und die Augen gingen ihm über: „Ich bin ungerecht; antworten Sie mir nie, wenn ich von neuem darnach frage, aber verzeihen Sie es mir, wenn ich es thue.“

Jetzt kamen einige ihrer Leute, die in der Allee zerstreut gewesen waren, und meldeten dem Prinzen, daß ein Herr von Seiten des Königs ihn suchte, um ihm anzukündigen, daß er ihn zu Paris erwartete. Der Prinz war gezwungen, dahin abzugehen, und er konnte seiner Gemahlin nichts weiter sagen, als daß er sie bäte, den andern Tag nachzukommen, und daß er sie beschwöre, sich zu überzeugen, daß er seines Schmerzes

ungeachtet, eine zärtliche Achtung für sie nährte, die keiner Verminderung fähig wäre.

Als der Prinz sich entfernt hatte, und seine Gemahlin allein blieb, und auf den Schritt noch einmal zurückblickte, den sie gethan hatte, erschrak sie dergestalt, daß sie das Ganze gern zu einem Traum umgezwungen hätte. Sie fand, daß sie sich selbst das Herz und die Achtung ihres Gemahls geraubt, und daß sie sich einen Abgrund gegraben hätte, aus dem sie keinen Ausgang zu finden hoffen könnte. Sie fragte sich, wie sie diesen gewagten Schritt hätte thun können, und sie fand, daß sie fast unwillkührlich dazu hingerissen worden sey. Wenn sie aber wiederum bedachte, daß dieß Mittel, so gewaltthätig es auch sey, dennoch das einzige schützende wäre: so fand sie, daß sie es sich nicht gereuen lassen dürfte, und daß sie nicht zu viel gewagt hätte. Sie brachte die ganze Nacht in Besorgniß und Unschlüssigkeit zu, bis endlich Beruhigung in ihr Herz zurückkam, die sie aus dem Umstande selbst zog, daß sie einem Gemahl, der es so sehr verdiente, der selbst durch die Art, wie er ihr Geständniß aufnahm, neue Beweise

seiner theilnehmenden Achtung gezeigt, dieses Merkmal ihrer Treue gegeben hatte.

Unterdessen war der Herzog aus seinem Versteck hervorgegangen, und hatte sich tief in das Gehölz verloren. Was die Prinzessin zuletzt von ihrem Bildnisse gesagt hatte, war seinem Herzen tief eingeprägt, weil es bewies, daß er ihr nicht gleichgültig wäre. Er überließ sich anfangs dieser entzückenden Ueberzeugung; aber seine Freude dauerte nicht lange. Er bedachte, daß eben das, was ihm jene Ueberzeugung gab, ihn zugleich gewiß machte, daß er nie Beweise ihrer Neigung sehen würde, und daß es unmöglich sey, ein Weib zu gewinnen, das solch ein unerhörtes Mittel in Bewegung setzte. Sein Ehrgeiz fühlte sich unendlich geschmeichelt, das Herz eines Weibes errungen zu haben, das so wenig Aehnliches mit allen übrigen ihres Geschlechts hätte; und so fühlte er sich glücklich und unglücklich zugleich.

Die Nacht überraschte ihn im Walde, und er hatte große Mühe, sich zur Gräfin von Mercoeur zurückzufinden. Mit Tagesanbruch kam er erst dort an, und er war in keiner geringen Ver-

legenheit, als er Auskunft geben sollte, warum er so lange ausgeblieben. Indessen wand er sich so gut heraus, als er konnte, und ging noch denselben Morgen mit dem Vidame nach Paris zurück.

Er war von seiner Leidenschaft so voll, und blieb durch das, was er gehört hatte, so überrascht, daß er sich eine nicht ungewöhnliche Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen ließ, die darin besteht, daß man in allgemeinen Ausdrücken von seinen besondern Gefühlen spricht, und seine eigene Geschichte unter erborgtem Namen erzählt. Unterwegs wandte er die Unterhaltung auf die Liebe, und sprach mit Entzücken von dem Glücke, ein Weib zu lieben, das der zärtlichsten Anhänglichkeit werth wäre. Er sprach von den widersinnigen Wirkungen dieser Leidenschaft, und endlich erzählte er, durch sein eigenes Erstaunen gedrungen, die Geschichte der Prinzessin von Cleves dem Vidame, ohne die Person zu nennen, und ohne ihm zu sagen, daß er dabey verwickelt wäre; aber er erzählte sie mit so viel Feuer und Bewunderung, daß jener leicht vermuthen konnte, der Vorfall beträfe ihn. Er drang sehr lebhaft um Geständniß in ihn; sagte, daß er

seit lange wüßte, daß er eine heftige Leidenschaft im Herzen trüge, und daß es unbillig wäre, einem Freunde nicht zu trauen, der ihm das Geheimniß seiner Existenz anvertrauet hätte. Aber der Herzog liebte zu heftig, als daß er es hätte gestehen sollen, und er hatt' es vor dem Vidame beständig geheim gehalten, ungeachtet er ihn unter allen Uebrigen bey Hofe am liebsten hatte. Er antwortete, daß ihm einer seiner Freunde diese Geschichte erzählt, und das Versprechen von ihm genommen hätte, sie als Geheimniß bey sich zu behalten, und daß er ihn dringend bäte, ein gleiches zu thun. Der Vidame versprach ihm dieß; aber der Herzog bereuete es doch, daß er ihm so viel gesagt hätte.

Unterdessen hatte sich der Prinz von Cleves zum Könige verfügt, das Herz voll des tödlichsten Kummers. Nie muß ein Mann sein Weib in dem Grade geliebt und geschätzt haben. Was er von ihr gehört hatte, verringerte seine Achtung nicht, aber es erweckte in ihm eine Achtung anderer Art, als die vorige. Am meisten beschäftigte ihn das neugierige Verlangen, zu errathen, wer

es wäre, der ihr zu gefallen gewußt hatte. Er fiel gleich auf den Herzog von Nemours, als den liebenswürdigsten Mann bey Hofe, aber auch auf den Chevalier von Guise, und den Marschall von Saint-Andre, die beyde nach ihrer Liebe gerungen hatten, und noch jetzt sehr angelegentlich um sie beschäftigt waren. Er glaubte, einer von diesen dreyen müßte es seyn.

Der König kündigte ihm an, daß er ihn bestimmt hätte, die Prinzessin Elisabeth ihrem Gemahl nach Spanien zuzuführen, weil er überzeugt wäre, daß niemand sich dieses Geschäfts besser entledigen, und daß auch niemand Frankreich so große Ehre machen würde, als seine Gemahlin. Der Prinz nahm diesen Beweis der Königlichen Gnade mit Dankbarkeit auf, und fand diese Reise auch aus dem Gesichtspunkte sehr vortheilhaft, daß sie seine Gemahlin eine Zeitlang vom Hofe entfernte, ohne daß es den Schein der Gezwungenheit gab; indessen war es bis zu seiner Abreise noch zu lange hin, als das es ein wirksames Mittel gegen die jetzige Zerrüttung seines Herzens hätte seyn können. Er schrieb sogleich an seine Gemahlin, für

was

was für ein Geschäft ihn der König bestimmt hätte, und gab ihr noch einmal dringend auf, daß sie durchaus nach Paris kommen müßte. Sie kam also, weil er es wollte, und als sie sich wieder sahen, fanden sie, daß sie beyde von einem gleich starken Kummer beherrscht wurden.

Der Prinz erklärte sich gegen sie mit einer Offenheit und einem Edelmuthe, die ihres großen Schrittes würdig waren:

„Ich bin im mindesten nicht unruhig über Ihr Benehmen,“ sagte er zu ihr: „Sie besitzen mehr Kraft und Tugend, als Sie glauben. Auch nicht Besorgniß für die Zukunft, nur das drückt mich, daß Sie Gefühle für einen andern nähren, die ich Ihnen nicht einzuflößen vermochte.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen antworten soll,“ erwiederte sie: „Beschämung drückt mich zu Boden. Ersparen Sie mir alle Erläuterungen über diesen Punkt, ich beschwöre Sie. Schreiben Sie mir mein Benehmen vor, lassen Sie niemand zu mir: das ist alles, was ich wünsche. Aber erlauben Sie mir, daß ich über einen Gegenstand

stumm bleiben darf, der mich vor Ihnen, der mich vor mir selbst erniedrigt.“

„Sie haben Recht,“ antwortete er gerührt: „Ich mißbrauche Ihr Vertrauen und Ihr sanftes Herz. Aber verzeihen Sie es der Zerrüttung, in die Sie mich gestürzt haben. Erinnern Sie sich, daß Sie mir Ihres Geständnisses ungeachtet, doch einen Namen verschwiegen haben, der mir eine unruhige und höchst peinliche Neugier erweckt. Ich verlange nicht, daß Sie diese zufrieden stellen sollen; aber sagen muß ich Ihnen, daß der, der meinen Neid rege gemacht hat, entweder der Chevalier von Guise, der Marschall von Saint-Andre, oder der Herzog von Nemours ist.“

„Ich antworte darauf nicht,“ versetzte sie: „um nicht Gelegenheit zu geben, Ihre Vermuthungen zu befestigen, oder ihnen zu widersprechen. Aber wenn Sie sich durch strenge Beobachtung meiner, Licht darüber verschaffen wollten, so würden Sie mich in eine Verlegenheit setzen, die allgemein bemerkt werden würde. Ich beschwöre Sie,“ fuhr sie mit Heftigkeit fort: „tref-

fen Sie Verfügungen, daß ich keinen Besuch annehmen darf. Eine vorgegebene Krankheit" —

„O, man würde bald merken, daß es eine vorgegebene wäre," unterbrach sie der Prinz: „Und überdieß, ich will auf nichts bauen, als auf Sie selbst, dazu dringt mich mein Herz und meine Vernunft räth es mir. Bey Ihrem Charakter zeichnet Ihnen die Freyheit, die ich Ihnen lasse, engere Grenzen vor, als ich im Stande wäre, Ihnen zu ziehen."

Der Prinz hatte richtig geurtheilt. Sein Vertrauen gab ihr neue Kraft gegen den Herzog, und leitete sie zu Vorsätzen, die strenger waren, als ein Zwang irgend einer Art sie hervorzubringen vermocht hätte. Sie ging also wie gewöhnlich an den Hof und zur Königin Dauphine; aber sie vermied die Gegenwart und die Blicke des Herzogs mit so großer Sorgfalt, daß sie ihm fast die ganze Freude raubte, sich von ihr geliebt zu wissen. Er sah in ihrem Benehmen nichts, als was ihm das Gegentheil beweisen konnte; er war sogar ungewiß, ob jenes Geständniß, das er behorcht hatte, nicht ein bloßer Traum sey, so we-

nig Wahrscheinlichkeit fand er darin. Der einzige Umstand, der ihm als Beweis übrig blieb, daß er sich nicht geirrt hätte, war die außerordentliche Schwermuth der Prinzessin, die trotz ihrem Bestreben, sie zu verbergen, sichtbar blieb. Vielleicht hätten Blicke und gefällige Worte die Liebe des Herzogs nicht in dem Grade vermehrt, als dieses strenge Benehmen.

Eines Abends, als sie mit ihrem Gemahl bey der Königin war, sagte jemand, das Gerücht liefe, daß der König noch einen Herrn ernennen würde, der die Prinzessin Elisabeth nach Spanien begleitete. Der Prinz hatte die Augen auf seine Gemahlin gerichtet, gerade als man hinzusetzte: vermuthlich würde es der Marschall von Saint-Andre oder der Chevalier von Guise seyn. Er bemerkte, daß diese beyden Namen nicht auf sie gewirkt hatten, und dieß brachte ihn auf den Gedanken, daß es keiner dieser beyden sey, dessen Gegenwart sie fürchtete. Um sich über diese Vermuthung Licht zu verschaffen, ging er in das Kabinett der Königin, wo sich der König befand. Nachdem er eine Weile dort geblieben war, ging

er zu seiner Gemahlin zurück, und sagte ihr ins Ohr, er hätte so eben gehört, daß es der Herzog von Nemours wäre, der mit ihnen nach Spanien gehen würde.

Der Name des Herzogs von Nemours und der Gedanke an die Gefahr, ihn alle Tage um sich sehen zu müssen, und noch dazu unter den Augen ihres Gemahls, setzte sie in eine Verlegenheit, die sie nicht verbergen konnte; und um derselben einen andern Grund unterzulegen, sagte sie: „diese Wahl muß Ihnen unangenehm seyn; er wird die ganze Ehre mit Ihnen theilen, und ich glaube, Sie sollten versuchen, eine andere Wahl treffen zu lassen.“

„O,“ erwiederte ihr Gemahl: „es ist nicht Verlust an Glanz und Ehre, weßhalb Sie die Reisegesellschaft des Herzogs fürchten. Ihr Unmuth darüber hat einen andern Grund, und eben dieser Unmuth bey Ihnen belehrt mich über etwas, worüber mich Freude bey jedem andern Weibe belehrt haben würde. Aber fürchten Sie nichts. Was ich Ihnen gesagt habe, ist ohne Grund: ich hab' es ersonnen, um mich über eine Sache in Gewiß-

heit zu setzen, die ich schon zu gut wußte.“ — Mit diesen Worten entfernte er sich, um durch seine Gegenwart die Verlegenheit der Prinzessin nicht zu vermehren.

In eben dem Augenblick erschien der Herzog von Nemours. Er bemerkte den Zustand der Prinzessin bald. Er näherte sich, und sagte ganz leise zu ihr: Seine Ehrfurcht ließe es nicht zu, sie zu fragen, was sie so ungewöhnlich nachdenkend machte. Seine Stimme brachte sie zu sich selbst. Sie sah ihn an, ohne verstanden zu haben, was er ihr sagte, und da sie mit ihren eigenen quälenden Gedanken und mit der Besorgniß, daß ihr Gemahl ihn bey ihr treffen möchte, zu tief beschäftigt war, um ihrer Meisterin zu bleiben, so sagte sie mit Uebereilung zu ihm. „Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich in Ruhe.“ — „O,“ erwiederte er: „hab' ich das nicht immer gethan? Worüber könnten Sie sich beklagen? Ich wag' es nicht, mit Ihnen zu sprechen, kaum Sie anzusehen, nähere mich Ihnen mit Zittern! Wodurch hab' ich verdient, was Sie mir jetzt mit Heftigkeit sagen?

Und warum zeigen Sie mir, daß ich Theil an dem Unmuthe habe, den ich an Ihnen bemerke?“

Die Prinzessin war trostlos, daß sie dem Herzog Gelegenheit gegeben hatte, sich verständlicher zu erklären, als er es je gewagt hatte. Sie stand auf, ohne ihm zu antworten, und verfügte sich nach Hause, in einer Unruhe, die sie nie so stark gefühlt hatte. Ihr Gemahl bemerkte ohne Mühe, daß ihre Verlegenheit stärker geworden war, und daß sie fürchtete, er möchte auf den vorigen Gegenstand zu sprechen kommen. Er folgte ihr in ihr Kabinett.

„Fliehen Sie mich nicht,“ rief er: „Sie sollen nichts von mir hören, was Sie schmerzen könnte. Verzeihen Sie mir die Ueberraschung von vorhin, ich bin genug durch das dafür bestraft, was ich durch sie erfuhr. Der Herzog war mir unter allen der furchtbarste. Ich begreife die Gefahr, worin Sie sind, fassen Sie Muth gegen sich selbst, um Ihretwillen, und, wenn es seyn kann, um meinetwillen. Ich fordre dieß nicht von Ihnen als Gemahl, sondern als ein Wesen, das sein ganzes Glück in Ihnen findet, das Sie mit einer feu-

rigern Liebe im Herzen trägt, als Jener, den Sie ihm vorziehen.“

Seine Augen schwammen in Thränen, als er diese letztern Worte sagte, die er nur gebrochen hervorbringen konnte. Seine Gemahlin ward im Innersten dadurch bewegt, Thränen rollten über ihre Wangen herab, und sie umschloß ihn mit einer zärtlichen Heftigkeit, die sein ganzes Wesen in einen süßen Schmerz auflös'te. So hielten sie sich eine Weile fest umschlossen, und rissen sich endlich von einander los, ohne einen Laut hervorbringen zu können.

Unterdessen waren alle Anstalten zur Vermählung der Prinzessin mit Philipp, Könige von Spanien, gemacht. Der Herzog von Alba kam an, um ihr im Namen seines Herrn die Hand zu geben. Er wurde mit unendlicher Pracht empfangen, und Feste verdrängten Feste. Die Prinzessin von Cleves konnte es nicht vermeiden, Theil an den Feyerlichkeiten zu nehmen, so gern sie auch gewollt hätte. Aber sie fürchtete, ihrem Gemahl zu mißfallen, der darauf drang. Was sie noch kräftiger dazu vermochte, war die Abwesenheit des

Herzogs von Nemours, der dem Herzog von Savoyen entgegengereis't, und der, als dieser Fürst ankam, gezwungen war, beständig um ihn zu seyn, und ihm alle Anstalten zu seiner vorstehenden Vermählung mit der Schwester des Konigs treffen zu helfen. Daher kam es, daß die Prinzessin den Herzog nicht so oft sah, als sonst, und daß sie sich in einer ruhigern Stimmung befand.

Der Vidame hatte jene Erzählung nicht vergessen, die ihm der Herzog gemacht hatte. Er war dabey geblieben, daß dieß Abenteuer sein eigenes wäre, und er beobachtete ihn so genau, daß er vielleicht die Wahrheit entdeckt hätte, wenn die Ankunft des Herzogs von Alba und des Herzogs von Savoyen seiner Aufmerksamkeit keine andre Richtung und Beschäftigung gegeben hätte. Sein Verlangen, sich Licht darüber zu verschaffen, oder auch der natürliche Hang, daß man seiner Geliebten gern alles erzählt, was man weiß, hatte ihn hingerissen, der Frau von Martigues von dem ungewöhnlichen Benehmen jener Person zu erzählen, die ihrem Gemahl ihre Liebe zu einem andern entdeckt hatte. Er versicherte ihr, der Herzog sey

der Mann, der diese heftige Liebe einzuflößen fähig gewesen wäre, und bat sie, ihn mit zu beobachten. Die Frau von Martigues hatte Vergnügen an seiner Erzählung gefunden, und da sie wußte, wie neugierig die Königin Dauphine auf alles war, was den Herzog betraf, so vermehrte dieß ihr Verlangen, sich über dieses Abenteuer Licht zu verschaffen.

Einige Tage vor der Feyer der doppelten Vermählung gab die Königin Dauphine dem Könige und der Herzogin von Valentinois ein Souper. Die Prinzessin, die mit ihrem Anzuge beschäftigt war, kam später nach dem Louvre, als gewöhnlich. Unterwegs traf sie einen Kammerherrn, der im Begriff war, sie auf Befehl der Königin Dauphine zu hohlen. Als sie zu ihr ins Zimmer trat, rief sie ihr entgegen, daß sie mit Ungeduld auf sie gewartet hätte. „Ich glaube Ew. Maj. für diese Ungeduld nicht danken zu müssen,“ erwiederte die Prinzessin: „Sie hat gewiß einen andern Grund, als das Verlangen, mich bey sich zu haben.“ — „Sie haben Recht,“ versetzte die Königin Dauphine: „aber Dank sind

Sie mir darum doch schuldig. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die Ihnen gewiß nicht wenig gefallen wird.“

Die Königin Dauphine lag auf dem Bette, und die Prinzessin ließ sich vor demselben auf die Kniee nieder. Zum Glück fiel das Licht nicht auf ihr Gesicht.

„Sie wissen:“ hub die Königin an: „daß wir immer gern gewußt hätten, woher die Veränderung des Herzogs von Nemours rührte; jetzt glaub' ich es entdeckt zu haben, und Sie werden erstaunen über das, was ich Ihnen sage. Er liebt und wird sehr heftig von einen der schönsten Weiber bey Hofe geliebt.“

Diese Worte, welche die Prinzessin auf sich selbst nicht deuten konnte, weil sie überzeugt war, daß niemand ihre Liebe zu dem Herzoge wußte, erweckte ihr empfindlichen Schmerz. Sie faßte sich aber, und sagte:

„Das befremdet mich nicht bey einem Manne von seiner Jugend und Schönheit“ —

„Das soll Sie auch nicht befremden,“ erwiederte die Königin: „aber dieß, daß diese Person,

so heftig sie ihn auch liebt, ihm nie einen Wink davon gegeben, daß die Besorgniß, sie möchte nicht immer Meisterin ihrer Leidenschaft seyn, sie gedrungen hat, dieselbe ihrem Gemahl zu gestehen und ihn zu bitten, daß er sie vom Hofe wegnehmen möchte. Und der Herzog hat dieß selbst erzählt.“ —

Wenn die Prinzessin von Cleves vorhin mit Schmerz sehen wollte, daß sie bey diesem Abenteuer nicht verwickelt sey, so fand sie jetzt unter einer erschütternden Bewegung, daß dieselbe sie sehr nahe anginge; sie konnte kein Wort aufbringen, und hielt den Kopf auf das Bett gedrückt, während die Königin Dauphine sprach, die so sehr von ihrer Erzählung voll war, daß sie auf die Verlegenheit der Prinzessin nicht Acht gab. Als sich diese wieder etwas gefaßt hatte, sagte sie: „diese Geschichte kommt mir nicht sehr wahrscheinlich vor, und ich wünschte zu wissen, Wer sie Ew. Maj. erzählt hat.“

„Die Frau von Martigues,“ erwiederte die Königin Dauphine. „Sie hat sie von dem Vidame. Sie wissen, daß er in sie verliebt ist. Er

hat sie ihr als ein Geheimniß anvertraut. Der Herzog hat sie ihm selbst erzählt. Wahr ist es, daß er ihm den Namen der Dame nicht gesagt, daß er ihm nicht einmal gestanden hat, daß er so geliebt sey; aber der Vidame glaubt gewiß zu wissen, daß er es ist."

Die Königin hatte dieß kaum gesagt, als sich jemand dem Bette näherte. Die Prinzessin konnte bey der Stellung, die sie genommen hatte, nicht sehen, wer es wäre; aber sie erfuhr es bald, als die Königin in einem heitern Tone rief: „O, da kommt er selbst! Ich will ihn fragen, wie das Ganze zusammenhängt!" — Es war der Herzog von Nemours wirklich. Die Prinzessin fuhr, ohne sich nach ihm umzusehen, übereilt auf die Königin Dauphine zu, und sagte ihr ins Ohr: „Um des Himmels willen, erwähnen Sie nichts von der Geschichte, er hat sie dem Vidame anvertraut, es könnte sie entzweyen." — Die Königin erwiederte lachend: sie wäre auch zu bedächtlich, und wandte sich an den Herzog. Er war schon zur Assemblee dieses Abends angekleidet. Mit seinem natürlichen anziehenden Wesen nahm er das Wort,

und sagte: „Ich glaube, Ew. Maj., ich kann ohne Zuversichtlichkeit vermuthen, daß Sie von mir sprachen, als ich ins Zimmer trat, daß Sie Willens waren, mich um etwas zu fragen, und daß die Prinzessin von Cleves dagegen war.“ — „Es ist wahr,“ erwiederte die Königin: „aber ich will einmal nicht so gefällig gegen sie seyn, als ich es gewöhnlich bin. Sie sollen mir sagen, ob eine Geschichte wahr ist, die man mir von Ihnen erzählt hat, und ob Sie es selbst sind, der eine Dame bey Hofe liebt, und von ihr geliebt wird, die Ihnen ihre Liebe sorgfältig verbirgt, und sie ihrem Manne gestanden hat?“

Die Unruhe und Verlegenheit, welche die Prinzessin jetzt befielen, übersteigen jede Beschreibung, und wenn ihr nichts als der Tod übrig geblieben wäre, sie aus dieser schrecklichen Lage zu ziehen, so hätte sie ihn mit Freuden gewählt; aber des Herzogs Lage war, wo möglich, noch grausamer. Die Aeußerung der Königin Dauphine, die ihn, wie er glauben konnte, nicht haßte, unter den Augen der Prinzessin, die um ihre geheimsten Gedanken wußte, und die ihr Vertrauen

mit Vertrauen erwiederte, erweckte in ihm solch ein Gewimmel gegen einander und durch einander kreutzender Ideen und Vorstellungen, daß er seiner Züge unmöglich Meister bleiben konnte. Die Verlegenheit, worin er die Prinzessin durch seine Schuld sah, und der Gedanke, daß sie dadurch gerechte Ursach bekam, ihn zu verabscheuen, erweckte ihm eine Art von Erstarrung, während welcher er keine Antwort für die Königin Dauphine fand. Als diese seinen Zustand sah, sagte sie zur Prinzessin: „Sehn Sie ihn an, sehn Sie ihn an! Und dann läugnen Sie noch, daß die Geschichte nicht ihn angeht.“

Unterdessen faßte sich der Herzog nach dem ersten Uebergange der Ueberraschung wieder, und der Gedanke, daß es unendlich wichtig sey, sich aus diesem gefährlichen Gedränge zu reißen, gab ihm plötzlich die Herrschaft über seinen Verstand und sein Gesicht zurück. „Ich gestehe Ew. Maj.“ sagte er: „es überrascht und schmerzt mich unendlich, daß mir der Vidame nicht Wort gehalten und eine Geschichte wieder erzählt hat, die mir einer meiner Freunde von sich anvertrauet. Ich könnte

mich dafür rächen, fuhr er mit einem ruhigen Wesen fort, das die Königin fast ganz von ihrer Vermuthung zurückbrachte: „Er hat mir Dinge anvertraut, die nicht wenig wichtig sind; aber ich weiß nicht, warum mir Ew. Maj. die Ehre anthun, mich in diese Geschichte zu verwickeln. Der Vidame kann nicht sagen, daß sie mich beträfe, weil ich ihm das Gegentheil versichert habe. Daß ich verliebt bin, kann wahr seyn; aber daß ich geliebt werde, dürften mir Ew. Maj. wohl nicht zugestehen."

Dem Herzog war es lieb, daß er durch diese Wendung der Königin einen Wink geben konnte, der sich auf das bezog, was er sie zu einer andern Zeit hatte merken lassen, weil er sie dadurch von leicht zu fassenden Vermuthungen abziehen konnte. Sie glaubte auch wohl zu verstehen, was er ihr sagen wollte; aber sie fuhr ohne darauf zu antworten fort, ihn mit seiner vorigen Verlegenheit zu necken. „Ich war verlegen," sagte er: „aber im Namen meines Freundes, und über die gerechten Vorwürfe, die er mir machen könnte, daß ich eine Sache ausgeplaudert habe, die ihm wichtiger

als das Leben ist. Indessen hat er sie mir nur zur Hälfte anvertraut, und mir die Person, die er liebt, nicht genannt. Nur das weiß ich, daß kein Mann je so liebte, aber auch keiner je so beklagenswerth war."

„Finden Sie ihn so beklagenswerth, weil er geliebt wird?" sagte die Königin Dauphine.

„Glauben Sie," erwiederte der Herzog: „daß er geliebt seyn kann, und daß eine Person, die wirklich liebt, ihre Gefühle einem Gemahl entdekken könnte? Gewiß, sie fühlt keine Liebe, es ist nur eine vorüberflatternde Erkenntlichkeit für seine Anhänglichkeit. Mein Freund darf sich nicht mit der mindesten Hoffnung schmeicheln, aber so unglücklich er auch ist, fühlt er sich doch von der Seite glücklich, daß er Besorgniß, man möchte ihn lieben, eingeflößt hat, und deßhalb würde er seine Lage nicht mit dem glücklichsten Liebhaber in der Welt vertauschen."

„Die Liebe Ihres Freundes ist sehr genügsam," erwiederte die Königin Dauphine: „und ich fange an zu glauben, daß Sie nicht sich mey-

nen. Beynah könnt' ich mit der Frau von Cleves glauben, daß nichts an der Geschichte sey."

„Das glaub' ich wirklich noch," sagte die Prinzessin, die bis jetzt keinen Laut von sich gegeben hatte. „Und wenn etwas daran wäre, durch wen hätte man sie erfahren? Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Weib, die solch eines ungewöhnlichen Schrittes fähig war, so schwach gewesen wäre, davon zu sprechen; ihr Gemahl wird dieß noch weniger gethan haben, oder hätt' er es, so wär' er solch eines Benehmens völlig unwerth gewesen."

Dieser Argwohn der Prinzessin auf ihren Gemahl, von dem sie einen Wink gab, war dem Herzog lieb, und er suchte sie darin zu bestärken. Er wußte, daß dieß sein furchtbarster Nebenbuhler sey. „Eifersucht," sagte er: „und Neugier mehr zu wissen, als man gestanden hat, können einen Mann zu großen Unvorsichtigkeiten verleiten."

Die Prinzessin fühlte ihren Muth und ihre Kraft bis zur letzten Anstrengung erschöpft, und sie war, um sich dieser zermalmenden Unterhaltung zu entziehen, im Begriff, ein plötzliches Uebelbefinden vorzugeben, als zu ihrem Glücke die

Herzogin von Valentinois in das Zimmer trat, welche die baldige Ankunft des Königs ankündigte. Die Königin ging in ihr Kabinett, um sich anzukleiden. Der Herzog schloß sich an die Prinzessin, als sie ihr folgen wollte. „Mit meinem Leben wollte ich drey Augenblicke erkaufen,“ sagte er: „die ich Sie allein sprechen könnte; aber unter allem, was ich Ihnen wichtiges zu sagen habe, scheint mir das Wichtigste dieß, daß Sie glauben möchten: wenn ich etwas gesagt habe, das die Königin Dauphine auf sich ziehen konnte, so geschah es aus Gründen, die sich nicht auf sie bezogen.“ — Die Prinzessin that, als ob sie den Herzog nicht verstände, sie verließ ihn, ohne ihn anzusehen, und mischte sich unter das Gefolge des Königs, der eben ankam. Da es ein großes Gedränge war, verwickelte sie sich in ihre Robe, und that einen Fehltritt. Diesen nahm sie zum Vorwande, um sich von einem Orte zu entfernen, wo sie zu bleiben, sich nicht stark genug fühlte. Sie gab eine Verrenkung vor, und ließ sich nach Hause tragen.

Ihr Gemahl kam nach dem Louvre, und es befremdete ihn, daß er sie nicht fand. Man sagte ihm, was ihr begegnet sey. Er eilte nach Hause, um zu wissen, wie sie sich befände, fand sie im Bette, und erfuhr, daß keine Gefahr wäre. Als er eine Weile bey ihr gewesen war, bemerkte er eine Traurigkeit an ihr, die ihn besorgt machte. Er bückte sich zärtlich zu ihr herab:

„Was ist Ihnen?“ sagte er: „Es scheint, als ob ein andrer Schmerz Sie drückte, als der, den Sie vorgeben.“

„O,“ erwiederte sie: „ich bin außer mir! Was für einen Gebrauch haben Sie von meinem Vertrauen gemacht! Es war ungewöhnlich, o, es war thöricht! Verdiente ich nicht dafür Verschwiegenheit, oder, wenn ich sie nicht verdiente, drang Ihr eigenes Interesse Sie nicht dazu? Konnte die Neugier, einen Namen herauszubringen, den ich Ihnen nicht sagen kann, Sie vermögen, sich einem Dritten anzuvertrauen, um ihn zu erfahren? Vielleicht war es bloß diese Neugier, die Sie zu dieser schrecklichen Unvorsichtigkeit vermocht hat; aber sie hat alle die traurigen Folgen,

die sie haben mußte. Man weiß die ganze Geschichte, man hat sie mir so eben erzählt, weil man nicht wußte, daß ich eine Hauptrolle dabey gehabt habe."

„Was sagen Sie mir da!" rief der Prinz: „Ich soll erzählt haben, was zwischen mir und Ihnen vorgegangen ist? Und man weiß es? Es wäre überflüssig, zu beweisen, daß ich es nicht gesagt haben kann, und Sie werden es auch nicht glauben. Wahrscheinlich haben Sie auf sich gezogen, was man von einer Andern erzählt hat."

„Nein, nein," erwiederte sie: „es kann keine Geschichte in der Welt Aehnlichkeit mit der meinigen haben; es kann kein Weib geben, die an meiner Stelle solch eines Schrittes fähig wäre! Durch einen Zufall kann sie nicht so ähnlich erdichtet seyn! Die Königin Dauphine hat sie mir mit allen Umständen erzählt: sie hat sie von dem Vidame, und dieser hat sie von dem Herzog von Nemours."

„Vom Herzog von Nemours!" rief der Prinz, mit einem Wesen, das die ganze Heftigkeit

der Verzweiflung zeigte: „Er, er weiß es, daß Sie ihn lieben, und daß ich dieß weiß?“

„Immer fallen Sie auf den Herzog lieber, als auf jeden andern;“ versetzte seine Gemahlin: „Ich habe Ihnen gesagt, daß ich auf Ihre Vermuthungen nie antworten werde. Ich weiß nicht, ob es dem Herzog bekannt ist, welchen Antheil ich an dieser Geschichte habe, und welchen Sie ihm daran beymessen; aber er hat sie dem Vidame erzählt, und ihm gesagt, daß er sie von einem seiner Freunde hätte, der die Namen verschwiegen. Dieser Freund muß auch Ihr Freund seyn, und Sie müssen sich ihm anvertraut haben, um sich Auskunft zu verschaffen.“

„Könnte man irgend einem Freunde in der Welt so etwas anvertrauen!“ rief der Prinz: „Und könnte man sich Auskunft über etwas verschaffen wollen, um den Preis, daß man einem Dritten etwas entdecken müßte, was man gern vor sich selbst geheim hielte? Erinnern Sie sich vielmehr, mit Wem Sie davon gesprochen haben. Das Geheimniß ist wahrscheinlicher durch Sie als durch mich ins Publikum gekommen. Sie

fühlten sich allein nicht stark genug, die Unruhe, worin Sie waren, zu tragen. Sie suchten Hülfe bey einer Freundin, vor der Sie Ihr Herz ausschütteten, und die Sie verrieth.“

„O, drücken Sie mich nicht ganz zu Boden,“ sagte die Prinzessin im Innersten bewegt: „Lehnen Sie nicht mit dieser schonungslosen Härte einen Fehler von sich ab, den Sie sich haben zu Schulden kommen lassen. Können Sie dieß argwöhnen, und glauben Sie, daß ich auch andern etwas entdecken könnte, weil ich es Ihnen entdeckt habe?“

In der That war jenes Geständniß solch ein sprechender Beweis für ihre Unversteckthcit, und sie läugnete jetzt mit so viel Beharrlichkeit, sich irgend jemand entdeckt zu haben, daß ihr Gemahl nicht wußte, was er dazu denken sollte; aber auf der andern Seite war er gewiß, daß er niemand etwas gesagt hatte; errathen ließ sich so etwas auch nicht, man wußte es aber dennoch: mithin mußte man es durch einen von ihnen beyden wissen. Sein größter Kummer bey dem allen war,

daß es irgend jemand wüßte, und daß es wahrscheinlich bald weiter ausgebreitet werden würde.

Seine Gemahlin quälten ähnliche Vorstellungen. Sie fand es eben so unmöglich, daß ihr Gemahl davon gesprochen, als daß er nicht davon gesprochen haben sollte. Die Aeußerung des Herzogs, daß Neugier einen Mann zu Unvorsichtigkeiten verleiten könnte, schien ihr so genau auf die Stimmung ihres Gemahls zu passen, daß sie dieselbe nicht dem Zufalle zuschreiben zu können glaubte, und diese Wahrscheinlichkeit bewog sie, zu glauben, daß er ihr Vertrauen gemißbraucht haben könnte.

Sie waren beyde mit ihren Gedanken so tief beschäftigt, daß sie eine ganze Weile kein Wort sprachen, und wenn sie dieß Stillschweigen unterbrachen, so war es, um zu wiederholen, was sie schon oft wiederholt hatten. Ihr Herz und ihr Verstand waren im Arbeiten, und beyde ließen einander ihr wechselseitiges Mißtrauen peinlich fühlen.

Den Zustand, worin sie die Nacht zubrachten, kann man sich leicht denken. Es hatte des

Prinzen ganze Entschlossenheit erschöpft, einen Andern von einem Weibe geliebt zu wissen, das er anbetete. Sein Muth war gesunken; und er glaubte sogar, ihn in einer Sache nicht aufrecht erhalten zu müssen, die seinen Stolz und sein Ehrgefühl in gleichem Maße beleidigten. Er wußte nicht, was er von seiner Gemahlin denken, was für ein Benehmen er ihr vorschreiben, wie er selbst sich benehmen sollte: überall sah er Klippen und Abgründe. Endlich, nach einer langen Unruhe und Unschlüssigkeit, setzte er sich vor, keinen Schritt zu thun, der seinen Zustand argwöhnen oder kund werden ließe, besonders da seine Abreise nach Spanien nicht fern war. Er ging zu seiner Gemahlin, und sagte: die Hauptsache wäre jetzt nicht, herauszubringen, wer von ihnen beyden nicht verschwiegen gewesen wäre, sondern, zu zeigen, daß jene Geschichte ein Mährchen sey, woran sie nicht den geringsten Antheil hätte; daß es von ihr abhinge, dem Herzog von Nemours und den übrigen dieß zu beweisen; daß sie sich gegen erstern bloß mit der Strenge und dem Froste zu benehmen hätte, die sie einem Menschen zeigen

müßte, der ihr Liebe kund gäbe; daß sie ihm dadurch die Vermuthung, als fühlte sie etwas für ihn, leicht benehmen könnte; daß es mithin nicht nöthig sey, sich mit Dem zu quälen, was er hätte denken können, weil sie, wenn sie in der Folge nicht die mindeste Schwäche ahnden ließe, alle seine Vermuthungen leicht vernichten könnte; und endlich, daß sie vor allen Dingen nach dem Louvre und in alle Gesellschaften ginge, und ihre gewöhnliche Weise zu leben fortsetzte.

Mit diesen Worten entfernte sich der Prinz, ohne ihre Antwort zu erwarten. Sie fand viel Verstand und Wahrheit in seiner Vorstellung, und der Unmuth, den sie auf den Herzog fühlte, spiegelte ihr vor, daß sie dieselbe leicht befolgen könnte; aber es däuchte ihr schwer, bey allen Feyerlichkeiten der Vermählung zu seyn, und freyen Geist und heiteres Gesicht dahin zu bringen. Da sie indessen die Robe der Königin Dauphine tragen sollte, und da sie hierbey einigen andern Prinzessinnen vorgezogen worden war: so war kein Ausweg möglich, ohne Aufsehen und Nachforschungen zu erwecken. Sie beschloß also, sich Gewalt anzu-

thun; aber sie wandte den Rest des Tages an, sich darauf vorzubereiten, und allen den quälenden Gedanken, die sie bestürmten, freyes Feld zu lassen. Sie schloß sich in ihr Kabinett. Am peinlichsten unter allen war ihr das Gefühl, daß sie unwillig auf den Herzog seyn mußte, und daß sie keinen Ausweg sah, ihn zu rechtfertigen. Es konnte ihr kein Zweifel bleiben, daß er die Geschichte nicht dem Vidame erzählt hätte, er hatte dieß selbst gestanden, und die Art, wie er davon sprach, zeigte ihr auch, daß er wußte, sie beträfe sie. Womit konnte diese Unvorsichtigkeit entschuldigt werden? Und was war aus der bescheidenen Zurückhaltung geworden, die sie an ihm mit so gefährlichem Wohlgefallen bemerkt hatte? Er war verschwiegen, so lange er ohne Hoffnung war, sagte sie; aber der Gedanke an glücklichen, noch ungewissen Erfolg stimmte ihn um. Er konnte es selbst nicht ahnden, daß er wieder geliebt würde, ohne sein Glück auszuschwatzen. Er hat alles gesagt, was er zu sagen wußte: ich habe nicht gestanden, daß er meine Liebe hätte, er hat es nur vermuthet, und seine Vermuthungen kund gege-

ben. Wenn er etwas gewisses gewußt hätte, würde er sich nicht noch anders benommen haben. Wie hab' ich mich betrogen, wenn ich glaubte, daß es einen Mann gäbe, der den Genuß seiner Eigenliebe in sich verschließen könnte! Und doch fühle ich mich für diesen Mann, in welchem ich gar keine Aehnlichkeit mit Andern sah, gerade so gestimmt, als andre Weiber, mit denen ich gar keine Aehnlichkeit habe. Ich habe die Achtung und Liebe eines Gemahls verloren, in welchem ich mein ganzes Glück finden sollte. Bald wird man mich als ein Weib, das eine thörichte und heftige Leidenschaft nährt, allgemein auszeichnen. Der, für den ich sie fühle, weiß schon darum; und gerade um diesem Unglück auszuweichen, wagte ich meine Ruhe und selbst mein Leben.

Diese peinlichen Betrachtungen wurden von einem Thränenstrom begleitet; aber so heftig auch der Schmerz war, der sie drückte, fühlte sie doch wohl, daß sie Stärke genug gehabt haben würde, wenn sie mit dem Herzog zufrieden gewesen wäre.

Dieser war in keiner geringern Unruhe. Seine Unvorsichtigkeit und die grausamen Folgen der-

selben machten ihm tödlichen Verdruß. Er konnte sich, ohne tief bewegt zu werden, nicht an die Zerstörung und an den Kummer zurückerinnern, die er an der Prinzessin von Cleves bemerkt hatte. Er war untröstlich, daß er ihr Winke über jenen Vorfall gegeben hatte, die zwar an sich fein und galant waren, ihm aber jetzt sehr plump und zudringlich vorkamen, weil er die Prinzessin dadurch hatte merken lassen, daß er wohl wüßte, sie wäre dieß Weib, die eine heftige Leidenschaft nährte, und er sey es, für welchen sie dieselbe nährte. Was ihm zu wünschen übrig bleiben konnte, war eine Unterredung unter vier Augen; aber er fand, daß er vielmehr eine solche scheuen, als sie wünschen sollte. Was könnt' ich ihr sagen? rief er: Soll ich sie noch einmal merken lassen, was ich ihr schon deutlich genug zu erkennen gegeben habe: daß ich weiß, daß sie mich liebt, da ich es noch nicht einmal gewagt habe, ihr zu sagen, daß ich sie liebe! Soll ich damit anfangen, daß ich frey heraus von meiner Liebe spreche, und mir dadurch bey ihr den Schein eines Menschen geben, den Hoffnung zudringlich gemacht hat? Kann ich auch

nur daran denken, ihr unter die Augen zu kommen, um ihr durch meinen Anblick neue Unruhe zu erwecken? Womit soll ich mich rechtfertigen? Ich habe keine Entschuldigung, ich bin nicht werth, daß sie mich ansieht, und hoffe nicht, es je wieder werth zu werden. Meine Unvorsichtigkeit hat ihr stärkere Waffen gegen mich in die Hände gegeben, als alle, die sie selbst suchte, die sie vielleicht vergebens gesucht hätte. Ich verliere durch sie Glück und Ruhm, von dem liebenswürdigsten und achtungswerthesten Weibe geliebt zu werden; aber wenn ich dieß Glück eingebüßt hätte, ohne ihr zugleich jenen tödlichen Schmerz zu machen, so wär' es ein Trost für mich, und ich fühle in diesen Augenblicken weit schmerzlicher, was ich ihr, als was ich mir selbst zugezogen habe.

Diesen quälenden Gedanken hing er lange nach. Immer drang es ihn von neuem, sich eine Unterredung mit der Prinzessin zu verschaffen. Er dachte auf Mittel dazu, er wollte an sie schreiben; aber endlich fand er, daß es nach dem Fehler, den er begangen, und bey ihrer Stimmung gegen ihn, besser sey, tiefe Ehrfurcht und eine stille Betrübniß

zu zeigen, es nicht einmal zu wagen, sie zu sehen und zu sprechen, und zu erwarten, was Zeit, Zufall und ihre Neigung zu ihm für ihn arbeiten würden. Er beschloß auch, den Vidame über seine Unverschwiegenheit nicht zur Rede zu stellen, weil er ihn dadurch in seinem Argwohn zu befestigen fürchtete.

Viertes Buch.

Es war ein Glück für die Prinzessin und den Herzog, daß jetzt die Feyerlichkeiten der Vermählung eintraten, und dem Hofe nicht Zeit ließen, auf etwas anders zu merken: sonst hätte die Zerrüttung beyder unmöglich unentdeckt bleiben können. Die Königin Dauphine sprach mit der Prinzessin nur im Vorbeygehen von der Unterredung, die sie mit dem Herzog von Nemours gehabt hatten, und ihr Gemahl that sich Gewalt an, und erwähnte des Geschehenen mit keinem Worte: so kam es, daß sie ihre Lage nicht so peinlich fand, als sie befürchtet hatte.

Das Turnier, welches nach der Vermählung gegeben wurde, war über alle Beschreibung glänzend; aber es kostete Heinrich dem Zweyten das Leben. Er ward von dem Splitter einer zerbrochenen

chenen Lanze im Auge verwundet, und ohnmächtig aus den Schranken getragen. Einige Tage hielt man noch den Tod von ihm entfernt, und während derselben waren die verschiedenen Parteyen des Hofes in großer Bewegung, obgleich man es verbarg, und nur mit dem Zustande des Königs beschäftigt schien. Die beyden Königinnen und die Prinzen und Prinzessinnen kamen aus seinem Vorzimmer nicht weg. Die Prinzessin von Cleves wußte, daß sie sich auch daselbst einfinden, daß sie den Herzog dort treffen, daß sie ihrem Gemahl die Verlegenheit, die ihr seine Gegenwart erwekken würde, kund geben, und daß sein bloßer Anblick ihn rechtfertigen, und alle ihre Entschließungen umstoßen müßte: also beschloß sie, Krankheit vorzuschützen, um nicht erscheinen zu dürfen. Der Hof war zu sehr beschäftigt, als daß er auf ihr Benehmen Acht geben und nachforschen konnte, ob ihre Unpäßlichkeit wahr oder nur vorgegeben sey. Ihr Gemahl allein wußte den wahren Grund, aber es war ihr nicht zuwider, daß er ihn wußte. So blieb sie in ihrem Zimmer verschlossen, und bekümmerte sich wenig um die großen Verände-

rungen, die im Anzuge waren; ihr Herz war von ihrer eigenen Angelegenheit voll, und sie konnte sich ihren Gedanken ungestört überlassen. Ihr Gemahl kam von Zeit zu Zeit, und brachte ihr Nachrichten vom König. Er blieb sich in seinem vorigen Betragen gegen sie gleich, und nur in Augenblicken, wo sie unter vier Augen waren, stahl sich etwas mehr Kälte und Gezwungenheit in ihr wechselseitiges Benehmen. Er erwähnte nicht, was vorgefallen war, und sie fühlte sich nicht stark genug, davon anzufangen.

Der Herzog hatte gehofft, einige Augenblicke für sein Herz unter den Augen der Prinzessin zu finden, aber sein Kummer war unbeschreiblich, da er nicht einmal den Trost hatte, sie zu sehen.

Den siebenten Tag starb der König, und auf einmal veränderte der Hof seine ganze Gestalt. Der Prinz von Cleves, der die neue Königin nach Spanien zu begleiten bestimmt gewesen war, mußte dieß Geschäft dem Könige von Navarra überlassen. So kränkend ihm dieß auch war, durft' er sich doch nicht beklagen, weil der Glanz dessen, den man ihm vorzog, seinen Ehrgeitz beruhigen

konnte; und im Grunde bedauerte er nicht sowohl das ehrenvolle Geschäft, als die Gelegenheit, die jetzt verloren ging: seine Gemahlin unter einem ungezwungenen Vorwande vom Hofe zu entfernen.

Wenig Tage nach dem Tode des Königs sollte der Hof nach Rheims gehen, um den Feyerlichkeiten der Krönung beyzuwohnen. Sobald diese Reise beschlossen war, bat die Prinzessin ihren Gemahl, daß sie dieselbe nicht mitmachen, sondern sich nach Coulomires begeben dürfte, um durch die Landluft ihre Gesundheit zu befestigen. Er erwiederte, daß er nicht nachforschen wolle, ob der Zustand ihrer Gesundheit sie dränge, sich dieser Reise zu entziehen, daß sie aber seine Einwilligung dazu hätte. Freylich ward es ihm nicht schwer, in etwas zu willigen, was er selbst schon beschlossen hatte: denn so sehr er auch auf das Tugendgefühl seiner Gemahlin bauete, sahe er doch wohl, daß er sie nicht länger der Gegenwart eines Mannes, den sie liebte, aussetzen müßte.

Der Herzog erfuhr bald, daß sie nicht mit dem Hofe gehen würde. Er konnt es nicht über sich erhalten, abzureisen, ohne sie vorher noch ein-

mal zu sehen, und er ging den Tag vor der Abreise, so spät, als es der Wohlstand erlaubte, zu ihr, um sie allein zu treffen. Das Glück begünstigte seinen Plan. Er trat eben in den Hof, als die Frauen von Nevers und von Martigues sich zu entfernen im Begriff waren. Sie sagten ihm, daß sie die Prinzessin allein zurückgelassen hätten.

Das Herz schlug ihm hörbar und seine Unruhe war nur mit der Unruhe der Prinzessin zu vergleichen, die sie befiel, als man ihn meldete. Die Besorgniß, daß er von seiner Liebe sprechen, daß sie ihm zu günstig antworten, daß sein Besuch ihrem Gemahl Unruhe erwecken möchte, daß sie selbst in der allerhöchsten Verlegenheit seyn würde, ihm denselben zu gestehen oder zu verbergen: alle diese Umstände bothen sich auf einmal ihrer Ueberlegung dar, und stürzte sie in eine Zerrüttung, die sie drangen, einen Besuch zu vermeiden, der ihr vielleicht unendlich wünschenswerth gewesen war. Sie schickte eines ihrer Mädchen in das Vorzimmer zum Herzog, und ließ ihm sagen: sie habe ein Recidiv bekommen, und es thäte ihr leid, seinen Besuch nicht annehmen zu können. Man denke

sich seinen Schmerz. Er sollte sie nicht sehen, und er sollte es nicht, weil sie es nicht wollte! Er sollte den folgenden Tag abreisen, der Zufall konnte nicht für ihn arbeiten, er hatte sie seit jener Konversation bey der Königin Dauphine nicht wieder gesprochen, er hatte Grund zu glauben, daß seine Unverschwiegenheit alle seine Hoffnungen vernichtet hätte! Was für Ursachen zu einem nagenden Schmerze:

Sobald sich die Prinzessin von ihrer Unruhe etwas erholt hatte, schwanden alle die Gründe, die ihr vorher gültig geschienen hatten, den Besuch des Herzogs abzulehnen. Sie fand sogar, daß sie gefehlt, und wenn sie es gewagt hätte, oder wenn es noch Zeit gewesen wäre, so hätte sie ihn zurückrufen lassen.

Die Frauen von Nevers und von Martigues waren von ihr zur Königin Dauphine gegangen, wo sich der Prinz von Cleves auch befand. Die Königin fragte sie, wo sie herkämen, und sie sagten, von der Prinzessin von Cleves, bey der sie einen Theil des Nachmittags in großer Gesellschaft zugebracht, und den Herzog von Nemours allein

zurückgelassen hätten. Diese letztern Worte, die ihnen gleichgültig schienen, waren es nicht für den Prinzen von Cleves. Wenn er sich auch überzeugt hielt, daß der Herzog oft Gelegenheit finden könnte, mit seiner Gemahlin zu sprechen, so trat ihm doch jetzt der Gedanke, daß er bey ihr, daß er allein bey ihr war, daß er seine Liebe sprechen lassen könnte, so neu und quälend ans Herz, daß eine Regung von Eifersucht seiner Meister ward, die er vorher noch nie so gewaltig gefühlt hatte. Es war ihm unmöglich, bey der Königin zu bleiben: er ging nach Hause, ohne genau zu wissen, warum und ob er den Herzog zu stören Willens wäre. Vor seinem Hause sah er sich nach einem Merkmale um, ob der Herzog noch da sey oder nicht, und er hohlte freyen Athem, als er fand, daß er nicht mehr da war, und fühlte sich durch den Gedanken etwas beruhigt, daß er nicht lange da gewesen seyn könnte. Er spiegelte sich vor, daß es vielleicht nicht einmal der Herzog wäre, den seine Eifersucht treffen müßte, und ob er gleich nicht daran zweifelte, strebte er doch, daran zu zweifeln. Aber eine Reihe von Umständen hatte ihn so fest

davon überzeugen müssen, daß er nicht lange in dieser Ungewißheit bleiben konnte.

Er ging sogleich in das Zimmer seiner Gemahlin, sprach eine Weile von gleichgültigen Dingen mit ihr, war aber bald gedrungen, sie zu fragen, wie sie den Nachmittag zugebracht, und was sie für Gesellschaft gehabt hätte. Sie sagt' es ihm. Als er fand, daß sie des Herzogs von Nemours nicht erwähnte, fragte er sie unter Zittern, ob sonst niemand bey ihr gewesen wäre? Er wollte ihr dadurch Gelegenheit geben, den Herzog zu nennen, um sich den Schmerz zu ersparen, daß sie ihm ein Geheimniß aus seinem Besuche machte. Da sie ihn aber nicht gesehen hatte, so nannte sie ihn auch nicht. Jetzt nahm der Prinz das Wort in einem Tone, der seinen Schmerz verrieth:

„Und der Herzeg von Nemours? Ist er nicht bey Ihnen gewesen? Oder haben Sie ihn vergessen?

„In der That, ich konnte seinen Besuch nicht annehmen, weil mir nicht wohl war. Ich habe ihn um Verzeihung bitten lassen.“

„Also bloß für ihn war Ihnen nicht wohl? Die Uebrigen ließen Sie zu sich? Warum nahmen

Sie den Herzog davon aus? Warum gilt er Ihnen nicht so viel, als jene? Warum scheuen Sie seinen Anblick? Warum lassen Sie ihn merken, daß Sie ihn scheuen? Daß Sie den Einfluß nutzen, den seine Liebe Ihnen auf ihn gibt? Würden Sie Herz genug haben, ihn fortzuschicken, wenn Sie nicht recht gut wüßten, daß er Ihre Zurückhaltung nicht für Mangel an Achtung erklärt? Und warum diese Zurückhaltung gegen ihn? Bey einem Weibe, wie Sie, ist alles Gunst, was nicht Gleichgültigkeit ist!“

„Was Sie auch für Verdacht auf den Herzog haben mögen, so hätt' ich doch nie geglaubt, daß Sie mir Vorwürfe machen würden, weil ich ihn nicht habe sehen wollen.“ —

„Aber doch mache ich Ihnen Vorwürfe, und sie sind wohl gegründet. Warum ihn nicht sehen wollen, im Fall er nicht mit etwas laut gegen Sie geworden wäre? Aber es ist gewiß, daß er Ihnen von seiner Liebe gesagt hat, sonst hätte sie nicht großen Eindruck auf Sie gemacht. Sie waren nicht stark genug, mir Alles zu sagen. Sie haben mir noch viel verborgen; das Wenige, was

Sie mir entdeckten, hat Sie sogar gereuet. Sie sind mein Weib, ich bete Sie immer noch als Geliebte an, ich sehe, daß Sie einen andern lieben, und dieser andre ist der liebenswürdigste Mann am Hofe, und sieht Sie alle Tage, und weiß, daß Sie ihn lieben! Wie konnt' ich glauben, daß Sie Ihrer Neigung für ihn Meisterin wären! Den Verstand mußt' ich verloren haben, daß ich mich darüber einschläfern konnte!“

Er sagte dieß wie außer sich, und seine Gemahlin konnte sich der Thränen nicht erwehren. Sie erwiederte tief bewegt:

„Ich weiß nicht, ob Sie unrecht hatten, mein Benehmen, das so ungewöhnlich war, mit günstigen Augen anzusehen; und eben so weiß ich nicht, ob ich mich nicht sehr betrog, da ich Sie für fähig hielt, mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

„O gewiß, Sie haben sich betrogen! Sie haben Dinge von mir verlangt, die mir so unmöglich sind, als die ich von Ihnen verlangte! Wie konnten Sie erwarten, daß ich bey Fassung bleiben würde? Hatten Sie ganz vergessen, daß ich Sie brennend liebte, daß ich Ihr Gemahl war?

Schon jedes einzeln konnte zu gewaltsamen Ausbrüchen treiben, was können nicht beyde vereinigt? Und was haben sie nicht schon gekonnt! Bin ich meiner noch Herr? Werd' ich nicht schrecklich gefoltert? Ich fühle mich Ihrer nicht mehr werth und Sie meiner nicht mehr! Ich liebe und hasse, ich bewundre Sie, und schäme mich dieser Bewunderung wechselsweise! O, meine Ruhe ist mit meinem Verstande dahin! Ich weiß nicht, wie ich noch leben kann, seit der Zeit, wo Sie mir Ihr Herz entdeckten, wo Sie von der Königin Dauphine erfuhren, daß man Ihre Geschichte wüßte. Ich begreife nicht, wie man sie erfahren konnte, und was in diesem Punkt zwischen Ihnen und dem Herzog vorgefallen ist! Sie werden es mir nicht erklären, und ich will es Ihnen nicht abdringen, nur das vergessen Sie nicht, daß Sie mich zum unglücklichsten Wesen in der Schöpfung gemacht haben."

Bey diesen Worten verließ der Prinz seine Gemahlin. Den andern Morgen reis'te er ab, ohne sie vorher zu sehen. Er schrieb ihr einen Brief, der Kummer, Sanftmuth und Edelmuth

athmete, und sie antwortete ihm darauf mit so viel Rührung, mit so viel dringenden Versicherungen ihres vorigen, gegenwärtigen und künftigen unbescholtenen Benehmens, daß er, da Herz und Wahrheit aus ihrem Briefe so unwiderstehlich sprachen, sich etwas beruhigt fühlte, und es noch mehr durch den Umstand ward, daß der Herzog bey ihm und dem Könige, mithin mit seiner Gemahlin nicht mehr an demselben Orte seyn würde. Bis dahin zeigte er, so oft er mit ihr von ihm sprach, so viel herzliche Liebe und so viel Edelmuth, daß sie, mit ihrer Freundschaft für ihn und mit ihrer Dankbarkeit verbunden, das Andenken an den Herzog bey ihr zurücksetzten. Aber das war nur für eine Weile, bald kam es weit lebhafter und daurender wieder in ihrem Herzen empor.

Die ersten Tage nach seiner Abreise fühlte sie fast seine Entfernung nicht; aber bald ward sie ihr sehr drückend. Seitdem sie ihn liebte, war kein Tag hingegangen, wo sie nicht, ihn zu sehen, fürchtete oder hoffte, und der Gedanke war ihr peinlich, daß sie jetzt der Zufall nicht mehr mit ihm zusammenführen konnte.

Sie ging nach Coulomirs ab. Zugleich ließ sie einige Gemählde dahin schaffen, die sie nach andern, welche die Herzogin von Valentinois für einen ihrer Lustsitze mahlen ließ, hatte kopieren lassen. Sie stellten alle die merkwürdigen Kriegsthaten dar, die unter des vorigen Königs Regierung vollführt worden waren. Unter andern war die Belagerung von Metz dabey, und alle, die sich dabey ausgezeichnet hatten, waren nach dem Leben darauf vorgestellt. Der Herzog von Nemours war darunter, und vielleicht gab gerade dieß die Veranlassung, daß die Prinzessin diese Gemählde gern hatte haben wollen.

Die Frau von Martigues, die nicht mit dem Hofe hatte gehen können, versprach ihr, einige Tage bey ihr in Coulomirs zu leben. Sie standen beyde gleich gut bey der Königin; aber der Neid entfernte sie nicht von einander. Sie waren Freundinnen, aber ihre wechselseitigen Geheimnisse vertrauten sie sich nicht. Die Prinzessin wußte, daß die Frau von Martigues den Vidame liebte, aber diese wußte nicht, daß jene den Herzog liebte, und von ihm geliebt wurde. Als Nichte

des Vidame, war die Prinzessin der Frau von Martigues doppelt werth, und jene liebte diese, weil ihr Herz in einem ähnlichen Zustande mit dem ihrigen war, und weil sie einen Mann liebte, den sie als den vertrautesten Freund ihres Liebhabers kannte.

Die Frau von Martigues kam also nach Coulomiers, und fand die Prinzessin in der tiefsten Einsamkeit. Sie hatte sogar diese Einsamkeit strenger zu machen gesucht, und Mittel gefunden, den Abend ohne ihre Bedienten im Garten hinzubringen. Sie kam oft in den Pavillon, wo sie den Herzog behorcht hatte, und ging in das Kabinett, das nach dem Garten sahe. Ihre Mädchen und Bedienten blieben in dem andern Kabinett oder im Pavillon, und kamen nicht eher zu ihr, als bis sie ihnen rief. Die Frau von Martigues war nie vorher in Coulomirs gewesen, und war von den Schönheiten aller Art, besonders von dem angenehmen Pavillon sehr überrascht: sie brachte mit der Prinzessin alle Abende darin zu. Dieser freye und ungestörte Umgang in einem so reitzenden Aufenthalte machte, daß sehr anziehende Unter=

haltungen unter zwey Personen nicht abrissen, die beyde eine heftige Leidenschaft im Herzen nährten, und ob sie sich gleich ihre innersten Angelegenheiten nicht entdeckten, fanden sie doch großes Vergnügen daran, mit einander zu sprechen. Der Frau von Martigues würde es schwer geworden seyn, Coulomirs zu verlassen, wenn sie nicht von da wohin gegangen wäre, wo der Vidame war. Sie reis'te nach Chambort, wohin der Hof nach der Krönung gegangen war.

Die Königin war erfreut, die Frau von Martigues wieder zu sehen, erkundigte sich aber auch bey ihr, wie sich die Prinzessin von Cleves auf ihrem Landsitze befände. Der Frau von Martigues waren die Schönheiten von Coulomirs noch gegenwärtig, und sie breitete sich mit großem Lobe über den Pavillon im Wäldchen und über die Freude aus, welche die Prinzessin daran fände, einen Theil ihrer Nächte allein darin zuzubringen. Der Herzog von Nemours kannte die Anlagen gut genug, um die Beschreibung der Frau von Martigues zu verstehen, und plötzlich fiel ihm ein, daß es wohl nicht unmöglich wäre, die Prinzessin da-

selbst zu sehen, ohne von ihr gesehen zu werden. Er that noch einige Fragen an jene, um sich vollends Auskunft zu verschaffen, und der Prinz von Cleves, der ihn während der Zeit nicht aus den Augen gelassen hatte, glaubte zu erforschen, was in diesen Augenblicken in seiner Seele vorging; besonders hatten ihn seine Fragen in seinen Gedanken bestärkt, und er zweifelte nicht, daß er nicht den Plan hätte, seine Gemahlin aufzusuchen. Sein Argwohn war vollkommen gegründet. Dieser Plan stand wirklich so fest bey dem Herzoge, daß er schon den folgenden Tag unter irgend einem Vorwande den König um Urlaub nach Paris bat.

Der Prinz von Cleves war über den Zweck dieser Reise nicht ungewiß; aber er beschloß, sich über das Benehmen seiner Gemahlin Licht zu verschaffen, und sich aus einer tödlichen Unruhe zu reißen. Er hatte anfangs vor, zugleich mit dem Herzog abzureisen, und den verborgenen Zeugen beym Ganzen abzugeben; da er aber fürchtete, daß seine Entfernung auffallen, der Herzog davon unterrichtet werden, und andere Maßregeln treffen möchte: so beschloß er, sich einem jungen

Manne zu entdecken, der sich an ihn hielt, und dessen Treue und guter Kopf ihm bekannt waren. Er erzählte ihm, in welcher Zerstörung er sich befände, sagte ihm, wie bis jetzt die Tugend seiner Gemahlin noch Stand gehalten hätte, und gab ihm auf, dem Herzog auf dem Fuße zu folgen, und ihn genau zu beobachten, um herauszubringen, ob er nach Coulomirs reis'te, und etwa zur Nachtzeit sich in den Garten begäbe.

Der junge Mann hatte alles, was zu einem Geschäfte dieser Art erforderlich war, und er entledigte sich desselben treu und pünktlich. Er folgte dem Herzog bis in ein Dorf, eine halbe Meile von Coulomirs, wo jener anhielt, und ihm deutlich genug verrieth, daß er daselbst die Nacht erwarten würde. Er hielt es nicht für rathsam, hier mit dem Herzog zu warten, sondern sprengte durch das Dorf, und nahm im Walde einen Standpunkt, wo er vermuthete, daß der Herzog vorbey müßte. Seine Vermuthungen trafen pünktlich ein. Die Nacht war kaum da, als er jemand kommen hörte, und ob es gleich schon dunkel war, erkannt' er doch den Herzog ohne Mühe. Er sah, daß er

einen

einen Gang um den Garten machte, als ob er sich unterrichten wollte, ob jemand darin wäre, und als ob er einen bequemen Eingang suchte. Die Pallisaden waren ziemlich hoch, und hinter denselben stand noch eine andere Reihe, um das Uebersteigen zu erschweren; aber der Herzog ließ sich dadurch nicht irre machen, und kam endlich doch hinüber. Als er erst im Garten war, kostete es ihm wenig Mühe, herauszubringen, wo die Prinzessin wäre. Er sah das Kabinett schon hell erleuchtet, und alle Fenster offen. Sehr behutsam stahl er sich an den Pallisaden hin, und näherte sich, das Herz so voll und ängstlich, daß ihm der Athem auszugehen drohete. Er schlüpfte hinter eine Glasthür, um zu sehen, was die Prinzessin vornähme. Er sah, daß sie allein war, aber er sah ihre Schönheit in so hohem Glanze, daß er seines Entzückens kaum Meister blieb. Es war warm, sie hatte nichts auf dem Kopfe, und über ihren Busen war ein leichtes Tuch nachläßig hingegossen, das mit den schwimmenden Locken verwebt schien. Sie lag auf einem Ruhebette, und hatte einen Tisch vor sich, worauf mehrere Körb-

chen mit Bändern standen. Sie las einige davon aus, und der Herzog bemerkte, daß es seine Farben waren. Er sah, daß sie eine Schleife davon an ein schönes Rohr machte, das er einmal getragen, und darauf seiner Schwester geschenkt hatte, welcher es nachher der Prinz von Cleves genommen, ohne zu thun, als ob er es wüßte, daß es dem Herzog gehört hätte. Sie that dieß mit einem Wesen voll sanfter Grazie, in welcher sich die Empfindungen ihres Herzens deutlich spiegelten: und als sie damit fertig war, nahm sie eine Kerze, und ging zu dem Gemälde, das die Belagerung von Metz darstellte, und auf welchem sich das Bildniß des Herzogs befand. Sie setzte sich nieder, und beobachtete es mit jener schwärmerischen Aufmerksamkeit, welche nur die Liebe hervorzubringen vermag.

Was der Herzog bey diesem Anblicke empfand, trotzt jeder Beschreibung. In der tiefen Stille der Nacht, in einer bezaubernden Einsiedeley ein Weib zu sehen, die er anbetete, sie zu sehen, ohne von ihr geahndet zu werden, und sie mit Dingen beschäftigt zu sehen, die so genauen Bezug

auf ihn und auf die Leidenschaft hatten, die sie geheim zu halten strebte. Warlich, es war ein Moment, der noch keines Liebhabers trunknen Augen in dieser Schönheit vorgeschwebt haben mag.

Auch war der Herzog im Anschauen so tief versunken, daß er wie eine Bildsäule stehen blieb, und nicht daran dachte, wie kostbar ihm jeder Augenblick war. Als er ein wenig zu sich selbst kam, glaubte er warten zu müssen, bis sie in den Garten herauskäme, um sie zu sprechen. Er meynte, daß er es dann mit mehrerer Sicherheit könnte, weil ihre Mädchen nicht so nahe wären; als er aber sahe, daß sie im Kabinett blieb, beschloß er, hineinzugehen. Aber o, wie schlug ihm das Herz, als er den Fuß vorsetzte! Wie fürchtete er, ihr zu mißfallen! Wie besorgte er, diese Züge, in welchen sich so viel sanfte Würde und Trübsinn mahlten, in die Züge des Unmuths und der Zurückhaltung zu verwandeln!

Er fand, daß es unbesonnen war, nicht, sie zu sehen, ohne von ihr gesehen zu werden, sondern, sich von ihr sehen lassen zu wollen. Was er nicht vorher bedacht hatte, warf sich ihm jetzt

alles in den Weg. Es dünkte ihn eine abenteuerliche Wagehalsigkeit, mitten in der Nacht ein Weib überfallen zu wollen, mit der er noch nie von seiner Liebe gesprochen hatte. Er konnte nicht verlangen, daß sie ihm Rede stände, aber ihr gerechter zu vermuthender Unwille warnte ihn, sie in eine Gefahr zu setzen, die durch unverhoffte Zufälle fürchterlich werden konnte.

Sein ganzer Muth verließ ihn, und er neigte sich mehr als einmal zu dem Vorsatze, sich zu entfernen, ohne sich sehen zu lassen; aber das Verlangen, sie zu sprechen, und die Hoffnung, die er aus dem zog, was unter seinen Augen vorgegangen war, drangen ihn, einige Schritte vorwärts zu thun; er zitterte und sein Herz schlug hörbar. In dem Augenblicke blieb er mit seiner Leibbinde an dem Griffe der Thüre hangen, das machte Geräusch. Die Prinzessin sah sich um, und, sey es, daß der Herzog ihrer Phantasie gegenwärtig war, oder, daß er so stand, daß das Licht auf ihn fallen konnte: sie glaubte, ihn zu erkennen, und ohne sich zu bedenken, ohne sich umzusehen, eilte sie zu ihren Mädchen, und trat so bestürzt und erschrocken

unter sie, daß sie, um sich nicht zu verrathen, vorgeben mußte, es sey ihr nicht wohl. Dieß setzte ihre Leute in Bewegung, und verschaffte dem Herzoge Zeit, sich zu entfernen.

Als sie etwas zu sich selbst zurückkam, glaubte sie, daß sie sich geirrt, daß bloß ihre Einbildungskraft ihr das Bild des Herzogs vorgeführt hätte. Sie wußte, daß er zu Chambort war, sie fand es nicht wahrscheinlich, daß er solch' einen gewagten Schritt hätte thun können, sie war mehr als einmal Willens, in das Kabinett zurückzugehen, und im Garten nachzusuchen, ob jemand da wäre. Vielleicht wünschte und fürchtete sie zu gleicher Zeit, den Herzog zu sehen; aber endlich besiegten Vorsicht und Klugheit alle andere Gefühle, und sie fand, daß es besser sey, zweifelhaft darüber zu bleiben, als sich durch einen gewagten Schritt davon zu überzeugen. Es kostete ihr Mühe, einen Ort zu verlassen, in dessen Nähe sich der Herzog vielleicht befand, und es war fast Tag, als sie erst nach dem Schlosse zurückging.

Der Herzog war in dem Garten geblieben. So lange er Licht gesehen hatte, war seine Hoff-

nung, die Prinzessin noch einmal zu sehen, nicht gesunken. Zwar war er überzeugt, daß sie ihn erkannt, und daß sie bloß deßhalb das Kabinett so plötzlich verlassen hätte; als man aber die Thüren verschloß, sah er wohl, daß nichts mehr zu hoffen war. Er ging zu seinem Pferde zurück, in dessen Nähe der Kavalier des Prinzen von Cleves auf ihn gewartet hatte. Dieser folgte ihm, bis nach dem Dorfe, von wo er den Abend vorher ausgeritten war. Der Herzog beschloß, den ganzen Tag daselbst zuzubringen, und die Nacht nach Coulomirs zurückzugehen, um zu sehen, ob die Prinzessin ihn noch einmal fliehen, oder sich ihm gar nicht zeigen würde. So große Freude es ihm auch erweckte, daß er sie so voll von seinem Andenken gesehen, war es ihm doch auch von Zeit zu Zeit sehr schmerzlich, daß solch' eine natürliche Anregung sie gedrungen hatte, seinen Anblick zu fliehen.

Die Liebe muß sich nie so wahr und heftig gezeigt haben, als jetzt bey dem Herzog. Er stahl sich auf eine Wiese, die ein kleiner Bach durchschnitt, der hinter dem Hause, wo er sich aufhielt, vorbeyfloß. Er verlor sich, so weit er konnte,

unter Gebüsch und Bäumen, und überließ sich hier, von niemand bemerkt, den Ausbrüchen seiner Liebe. Sein Herz war beklemmt, und es entschlüpften ihm einige Thränen, nicht von jener Art, die der Kummer allein hervorlockt, sondern jene, die nur Liebe und Schmerz der Liebe in solcher Süßigkeit hervorzubringen fähig sind.

Er rief sich das ganze Benehmen der Prinzessin im Laufe seiner Liebe für sie zurück. Welche bescheidene, unverstellte Zurückhaltung hatte sie ihm gezeigt, obgleich sie ihn liebte! Denn sie liebt mich! rief er: Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln! Die heiligsten Betheurungen, die erklärteste Gunst können nicht so überzeugend dafür sprechen, als die Beweise, die sie mir davon gegeben hat! Und doch behandelt sie mich so strenge, als ob sie mich haßte! Ich habe von der Zeit gehofft, aber das darf ich nicht mehr, ich sehe, daß sie gegen mich und gegen sich selbst beständig auf ihrer Huth ist. Wenn sie mich nicht liebte, würde ich streben, ihr zu gefallen; aber ich gefalle, ich werde geliebt, und sie verbirgt es mir! Ich bin unglücklich, und werde von ihr geliebt! Wie schön

sie diese Nacht war! Wie konnt' ich dem Drange, ihr zu Füßen zu stürzen, widerstehen? Hätt' ich es gethan, so hätt' ich sie vielleicht vermocht, mich nicht zu fliehen, meine Ehrfurcht hätte sie beruhigt! Aber vielleicht wußte sie nicht, daß ich es war! Vielleicht quäle ich mich schmerzlicher, als ich sollte! Der Anblick eines Menschen zu einer Stunde, wie jene, mußte sie erschrecken!

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn den ganzen Tag. Mit Ungeduld erwartete er die Nacht, und als sie endlich anbrach, eilte er wieder nach Coulomirs. Der Kavalier des Prinzen von Cleves erwartete ihn verkleidet auf derselben Stelle, von wo aus er ihn die vorige Nacht beobachtet hatte. Der Herzog ward bald mit Schmerzen gewahr, daß die Prinzessin nicht gewagt hatte, ihn noch einmal durch ihre Gegenwart nach dem Pavillon zu ziehen, denn die Thüren desselben waren alle zu. Ueberall kein Licht. Er entfernte sich mit nagendem Kummer im Herzen.

Die Prinzessin hatte wirklich vermuthet, daß er zurückkommen würde, und war deßhalb in ihrem Zimmer geblieben. Sie fürchtete, nicht immer

stark genug zu seyn, sich seinem Anblicke zu entreißen, und sie wollte sich nicht in Gefahr setzen, mit ihm eine Zusammenkunft zu haben, die so wenig zu dem Benehmen paßte, das sie die Zeit her so getreu gegen ihn beobachtet hatte.

Obgleich der Herzog keine Hoffnung hatte, sie zu sehen, konnt' er sich doch nicht entschließen, einen Ort so bald zu verlassen, wo sie sich so oft befand. Er brachte die ganze Nacht im Garten zu, und fand einigen Trost darin, Gegenstände zu sehen, die sie alle Tage sah. Die Sonne war im Aufgehen, ehe er an Rückzug dachte; endlich zwang ihn die Besorgniß, entdeckt zu werden, dazu.

Aber es war ihm unmöglich, diese Gegend ganz zu verlassen, ohne die Prinzessin gesehen zu haben. Er ging zur Frau von Mercoeur, die gerade auf ihrem Landhause nicht weit von Coulomirs war. Seine unerwartete Erscheinung nahm sie Wunder. Er legte ihr einen ziemlich wahrscheinlichen Grund unter, und wußte nachher seinen Plan so geschickt einzuleiten, daß sie ihm von selbst den Vorschlag thun mußte, mit ihr zur Prinzessin von Cleves zu gehen. Dieß sollte noch den-

selben Tag geschehen, und der Herzog sagte seiner Schwester, daß er von Coulomirs aus geradeswegs wieder zum Könige zurückreisen würde. Er erklärte ihr diesen Vorsatz, weil er hoffte, sie würde sich vor ihm von Coulomirs entfernen, und ihm dadurch Gelegenheit lassen, mit der Prinzessin allein zu sprechen.

Sie fanden sie bey ihrer Ankunft in einer Allee, die eine Terrasse begränzte. Der Anblick des Herzogs setzte sie in große Unruhe, und ließ ihr keinen Zweifel, daß er es gewesen sey, den sie jene Nacht gesehen. Diese Ueberzeugung regte ein Gefühl von Unmuth über seinen gewagten unvorsichtigen Schritt in ihr auf. Er bemerkte einen Zug von Kaltsinn an ihr, der ihn empfindlich quälte. Die Konversation lief auf gleichgültige Dinge; aber dennoch fand er Gelegenheit, so viel Geist und Witz, so viel Huldigung und Bewunderung für die Prinzessin dabey zu entwickeln, daß er bey ihr, gleichsam wider ihren Willen, einen großen Theil des Kaltsinns zerstreuete, den sie anfangs gezeigt hatte.

Als er sich von seiner ersten Furcht etwas erholt hatte, äußerte er eine dringende Neugier, den Pavillon im Park zu sehen. Er sprach davon, als von der reizendsten Anlage in der Welt, und machte eine so genaue Beschreibung davon, daß Frau von Mercoeur sagte, er müßte wohl schon öfter darin gewesen seyn, weil er die Schönheiten desselben alle so genau kennete. „Und doch,“ erwiederte die Prinzessin: „und doch glaub' ich nicht, daß der Herzog je darin gewesen ist. Er ist noch nicht lange fertig.“ — Es ist auch noch nicht lange, daß ich darin war, erwiederte der Herzog mit einem Blick auf sie: und ich weiß nicht, ob es mir lieb seyn darf, daß Sie mich nicht darin gesehen haben. Während er dieß sagte, hatte die Frau von Mercoeur die Anlagen im Garten gemustert, und nicht auf ihn gehört. Die Prinzessin erröthete, schlug die Augen nieder, und erwiederte: „Ich erinnere mich nicht, Sie darin gesehen zu haben, und wären Sie darin gewesen, so war es ohne mein Wissen.“ — „Es ist wahr,“ versetzte der Herzog: „daß ich ohne Ihr Vorwissen darin war, und ich habe die süßesten und

peinlichsten Augenblicke meines Lebens darin zugebracht.“ —

Die Prinzessin verstand wohl, was er damit sagen wollte; aber sie antwortete nicht darauf. Sie suchte die Frau von Mercoeur davon abzubringen, daß sie den Pavillon besähe, weil das Bildniß des Herzogs darin war, und weil sie nicht wollte, daß sie es darin finden sollte. Sie wußte alles so zu leiten, daß die Zeit verging, und die Frau von Mercoeur vom Nachhausegehen sprach; als aber die Prinzessin sah, daß der Herzog nicht mit seiner Schwester zugleich gehen wollte, trat ihr die Gefahr, die sie laufen würde, vor die Augen. Sie fand, daß sie in derselben Verlegenheit wäre, wie ehedem in Paris, und sie traf eben dieselben Maßregeln, um sich aus derselben zu ziehen. Die Besorgniß, daß dieser Besuch ihren Gemahl von neuem in seinem Verdachte bestärken möchte, trug nicht wenig dazu bey, sie zu bestimmen; und um zu verhindern, daß der Herzog nicht mit ihr allein zurückbliebe, sagte sie zur Frau von Mercoeur, daß sie mit ihr bis zum Ausgange des Waldes fahren würde. Zugleich bestellte sie ihren Wagen.

Der Herzog fühlte tödlichen Schmerz, daß sie sich in ihrem vorigen strengen Betragen so grausam gleich blieb, und es griff ihn so an, daß er sichtbar blaß wurde. Seine Schwester fragte ihn, ob ihm nicht wohl wäre; aber er heftete verstohlene Blicke auf die Prinzessin, die ihr deutlich zeigten, von welcher Art sein Uebel sey. Indessen, er mußte sie abfahren sehen, und auf das, was er seiner Schwester gesagt hatte, konnte er nicht mit ihr zurückgehen. Er eilte nach Paris, von wo er den andern Tag abreis'te.

Der Kavalier des Prinzen von Cleves hatte ihn nicht aus den Augen gelassen. Er ging auch nach Paris zurück, und da er erfuhr, daß der Herzog nach Chambort wollte, nahm er Post, um vor ihm dorthin zu kommen, und Bericht von seiner Reise abzustatten. Der Prinz erwartete seine Zurückkunft mit einer Pein, als ob sie über das Unglück seines ganzen Lebens entscheiden sollte.

Sobald er ihn sah, schloß er aus seinem Wesen und seinem Stillschweigen, daß er unangenehme Dinge hören würde. Er stand eine Zeitlang stumm und mit gesenktem Haupte da, und endlich

winkt' er ihm mit der Hand, sich zu entfernen. „Gehen Sie," sagte er: „ich weiß, was Sie mir sagen wollen; aber ich fühle mich nicht stark genug, es anzuhören." — Ich kann Ihnen nichts sagen, erwiederte jener: wornach man entscheidend urtheilen könnte. Wahr ist es, daß der Herzog zwey Nächte hinter einander in den Garten gestiegen, und daß er den dritten Tag mit der Frau von Mercoeur in Coulomirs gewesen ist. — „Genug, genug!" rief der Prinz: „Nähere Auskunft brauche ich nicht!" — Er machte ihm ein Zeichen, sich zu entfernen, und ihn seinem Schmerze zu überlassen.

Der Prinz konnte der Gewaltsamkeit dieses Schlages nicht widerstehen. Noch dieselbe Nacht befiel ihn ein Fieber mit so heftigen Symptomen, daß man um sein Leben besorgt zu werden anfing. Man gab seiner Gemahlin schleunige Nachricht davon. Als sie ankam, hatte sich seine Krankheit um viele Grade verschlimmert. Sie fand so viel Kaltsinn in seinem Benehmen gegen sie, daß es sie empfindlich befremdete und schmerzte. Es schien ihr, als ob ihre Hülfsleistungen ihm lästig wären;

aber sie nahm es am Ende als Folge seiner Krankheit auf.

Als der Herzog von Nemours ihre Ankunft erfuhr, bemächtigte sich seiner die allerhöchste Freude. Er hätte sie so gern gesehen, und er ging täglich zu dem Prinzen, unter dem Vorwande, sich von seinem Befinden zu unterrichten; aber vergebens. Sie kam aus dem Zimmer ihres Gemahls nicht weg, und war über seinen Zustand in tiefem Gram versunken. Der Herzog wollte über ihre Betrübniß verzweifeln. Er konnte leicht schließen, daß dieselbe ihre Freundschaft zu ihrem Gemahl auffrischen, und für ihre Liebe zu ihm eine gefährliche Störung im Gefolge haben würde. Dieser Gedanke erhielt ihn eine Weile auf der empfindlichsten Folter; aber die immer steigende Krankheit ihres Gemahls gab ihm neue Hoffnung. Er schmeichelte sich, daß die Prinzessin jetzt vielleicht Meisterin ihres Willens und für ihn die Quelle eines dauerhaften Glücks werden könnte. Er war nicht stark genug für das Wonnevolle dieses Gedankens, und er strebte, ihn von sich zu entfernen, weil er fürchtete, zu unglücklich zu werden, im Fall diese Hoffnung vernichtet würde.

Unterdessen gingen die Aerzte des Prinzen von Cleves einer nach dem andern ab. An einem seiner letzten Tage, der auf eine schlimme Nacht folgte, äußerte er des Morgens, daß er zu ruhen wünschte. Seine Gemahlin blieb allein bey ihm. Es schien ihr, als ob er, statt zu ruhen, von einer großen Unruhe gequält würde. Sie näherte sich ihm, ließ sich vor seinem Bette auf die Kniee nieder, und benetzte seine Hand mit Thränen. Der Prinz war Willens gewesen, ihr den Unmuth, den er gegen sie nährte, zu verbergen; aber die Sorgfalt, womit sie um ihn beschäftigt war, und ihre Betrübniß, die ihm bald aufrichtig bald Verstellung schien, erweckten ihm solch eine Menge wider einander strebender schmerzlicher Empfindungen, daß er sie unmöglich in seinem Innern verschlossen halten konnte.

Sie lassen sich, hub er an: Sie lassen sich meinen Tod sehr viel Thränen kosten, an dem Sie Schuld sind, und der Ihnen nicht so viel Schmerz erwecken kann, als Sie kund geben. Ich bin nicht mehr stark genug, Ihnen Vorwürfe zu machen, fuhr er mit schwacher Stimme fort: aber mir

kostet

kostet der Kummer, den Sie über mich gebracht haben, das Leben. Sie werden frey, und Sie können nun den Herzog glücklich machen, ohne daß es Ihnen ein Verbrechen kostet. Geschehe was da will, wenn ich nicht mehr bin; und ich wünschte, stark genug zu seyn, daß ich den Blick davon wegwenden könnte.

Die Prinzessin fiel nicht darauf, daß ihr Gemahl sie in bösem Verdacht haben könnte: sie hörte ihn an, ohne ihn zu verstehen, und ohne etwas anders dabey zu denken, als daß er ihr Vorwürfe über ihre Neigung zu dem Herzoge machte; aber auf einmal erwachte sie aus ihrer Täuschung.

„Verbrechen?“ rief sie: „Selbst der Gedanke daran ist mir unbekannt. Die strengste Tugend konnte kein anders Benehmen vorschreiben, als das, welches ich beobachtet habe; und nie hab' ich etwas gethan, wobey ich Sie nicht als Zeugen gewünscht hätte.“

Mich auch als Zeuge dabey gewünscht, unterbrach sie der Prinz mit einem verächtlichen Blicke: als Sie zwey Nächte mit dem Herzog von Nemours zubrachten? O, sprech' ich wohl von

Ihnen, wenn ich eines Weibes erwähne, die mit einem Manne zwey Nächte zugebracht hat!

„Nein, nein!“ erwiederte Sie: „Sie sprechen nicht von mir. Nie hab' ich Nächte, nie Augenblicke mit dem Herzog von Nemours zugebracht! Nie hat er mich unter vier Augen gesehen; nie hab' ich ihn geduldet, nie angehört, und wollen Sie die heiligsten Betheurungen.“

Genug, unterbrach sie der Prinz: falsche Betheurungen oder Geständniß würden mich gleich grausam quälen. —

Die Prinzessin fand keine Worte; Thränen und Schmerz versagten sie ihr. Endlich riß sie sich mit Gewalt hindurch:

„Hören Sie mich an,“ sagte sie: „Wenn es hier bloß mich selbst beträfe, so würd' ich Ihre Vorwürfe dulden; aber Ihr Leben ist im Spiele. Hören Sie mich um Ihr selbstwillen an. Es ist unmöglich, daß ich bey meiner gerechten Sache Ihnen meine Unschuld nicht beweisen sollte!“

Wollte der Himmel, Sie könnten es, rief ihr Gemahl: aber was können Sie dafür aufbringen? War nicht der Herzog zu Coulomirs mit

seiner Schwester? Und hatte er nicht die vorhergehenden Nächte mit Ihnen im Garten zugebracht?

„Wenn das mein Verbrechen ist, so ist es leicht, mich zu rechtfertigen. Ich will nicht, daß Sie mir glauben sollen; aber glauben Sie Ihren Bedienten, und hören Sie von ihnen, ob ich den Abend vorher, da er nach Coulomirs kam, in den Garten ging, und ob ich den ersten Abend nicht zwey Stunden früher als gewöhnlich denselben verließ?“

Nun erzählte sie, wie sie jemand im Garten zu sehen geglaubt, und gestand ihm, daß sie ihn für den Herzog von Nemours gehalten hätte. Sie sprach so zuversichtlich, und Wahrheit überzeugt so leicht, selbst wenn sie nicht wahrscheinlich ist, daß der Prinz von ihrer Unschuld beynah überzeugt ward. „Ich weiß nicht,“ sagte er: „ob ich Ihnen glauben soll. Ich fühle mich dem Tode so nahe, daß ich meine Blicke von allem wegwenden will, was mir das Leben theuer machen könnte. Zu spät haben Sie mich aus meinem Irrthum gerissen; aber ein süßer Trost wird es mir immer seyn, über dem Gedanken hinzuscheiden, daß Sie

meiner Achtung werth waren. Ich bitte Sie auch um den Trost noch, daß ich glauben darf, mein Andenken wird Ihnen werth bleiben, und Sie hätten für mich gefühlt, was Sie für einen andern fühlen, wenn es von Ihnen abgehangen hätte." — Er wollte noch etwas sagen; aber eine plötzliche Schwäche raubte ihm die Sprache. Die Aerzte wurden gerufen, und sie fanden an ihm nur noch entfernte Spuren von Leben. Indessen schmachtete er doch noch einige Tage hin, und endlich starb er mit einer bewundernswerthen Gefaßtheit.

Seine Gemahlin versank in eine Betrübniß, die ihr fast den Verstand raubte. Die Königin besuchte sie, bewieß ihr große Theilnehmung, und brachte sie in ein Kloster, ohne daß sie wußte, wohin man sie führte. Ihre Verwandten brachten sie von da nach Paris, und immer noch fühlte sie nicht deutlich ihren ganzen Kummer. Als sie endlich wieder Kräfte dazu bekam, ihren Gemahl auf immer für sie verloren sah, und sich seinen Tod Schuld zu geben anfing: da faßte sie einen Abscheu gegen sich selbst und gegen den Herzog, der sich nicht beschreiben läßt.

Letzterer wagte die erste Zeit nicht, sich anders, als es der Wohlstand verlangte, um sie zu verwenden. Er kannte sie gut genug, um zu wissen, daß lebhaftere Beschäftigung um sie, ihr unangenehm seyn würde; aber was er bald nachher erfuhr, zeigte ihm, daß er dieß Benehmen noch lange würde beybehalten müssen.

Einer seiner Kavaliere erzählte ihm, daß ihm der Kavalier des Prinzen von Cleves im ersten Ausbruche des Schmerzens über dessen Verlust entdeckt hätte, daß seine Reise nach Coulomirs jenem das Leben gekostet hätte. Der Herzog war unbeschreiblich betroffen darüber; aber nach einer Weile Ueberlegung errieth er einen Theil des wahren Verlaufs, und konnte es sich wohl denken, wie die Prinzessin für ihn gestimmt seyn müßte, wenn sie glaubte, daß die Krankheit ihres Gemahls Wirkung seiner Eifersucht gewesen wäre. Er glaubte, sie nicht einmal sobald auch nur an seinen Namen erinnern zu müssen, und er blieb diesem Benehmen treu, so schwer und peinlich es ihm auch wurde.

Er machte eine Reise nach Paris, und hier konnt' er sich doch nicht enthalten, bey ihr vorzufahren, und sich nach ihrem Befinden erkundigen zu lassen. Man sagte ihm, daß sie für niemand sichtbar sey, und daß sie sogar verbothen hätte, ihr zu melden, wer sie hätte besuchen wollen. Vielleicht waren diese strengen Vorkehrungen in Rücksicht des Herzogs getroffen: sie wollte nicht einmal von ihm sprechen hören. Aber seine Liebe war zu gewaltsam, als daß er ihres Anblicks gänzlich beraubt hätte leben können. Er beschloß, auf Mittel zu denken, und die beschwerlichsten zu ergreifen, um sich von einem Zustande zu befreyen, der ihm unerträglich däuchtete.

Die Betrübniß der Prinzessin überschritt die Gränzen der Ueberlegung. Ihr verstorbener Gemahl, der ihretwegen und mit so viel Zärtlichkeit für sie starb, kam ihr nicht aus den Gedanken. Unabläßig rief sie sich zurück, was sie ihm schuldig wäre, und machte es sich zum Verbrechen, daß sie ihn nicht wieder geliebt hatte, gleichsam als ob man dieser Leidenschaft Herr seyn könnte. Nur in dem Gedanken fand sie Trost, daß sie ihn

jetzt so bedauerte, als er es verdiente, und daß sie, so lange sie noch lebte, das thun wollte, was ihm angenehm seyn würde, wenn er lebte.

Es fiel ihr einigemal ein, wie er es könnte erfahren haben, daß der Herzog zu Coulomirs gewesen sey. Diesen hatten sie nicht im Verdacht, daß er es selbst ausgesagt hätte, und es schien ihr sogar gleichgültig, ob ers gesagt hätte oder nicht, so gewiß glaubte sie ihr Herz von ihrer Leidenschaft entfernt und geheilt. Dennoch war ihr der Gedanke sehr quälend, daß er Schuld an dem Tode ihres Gemahls sey, und sie erinnerte sich peinlich an die Besorgniß desselben, daß sie sich mit ihm vermählen möchte. Aber alle diese einzelnen Quellen von Schmerz, Unruhe und Besorgniß, flossen in die Betrübniß über ihren Gemahl zusammen, und sie glaubte, nur mit dieser sey ihr Herz beschäftigt.

Nach Verlauf einiger Monate milderte sich ihr gewaltsamer Gram, und ging in eine schmachtende Schwermuth über. Die Frau von Martigues kam nach Paris, und besuchte sie während ihres dortigen Aufenthalts sehr oft. Sie erzählte

ihr vom Hofe, und was daselbst vorgefallen war, und ob sie gleich keinen großen Antheil daran zu nehmen schien, kam die Frau von Martigues doch immer wieder darauf zurück, um sie zu zerstreuen.

Sie erzählte ihr von dem Vidame, von dem Chevalier von Guise und allen übrigen, die bey Hofe eine ausgezeichnete Stelle einnahmen. „Was den Herzog von Nemours betrifft,“ sagte sie unter andern: „so weiß ich nicht, ob bey ihm die Galanterie den Geschäften Platz gemacht hat. Gewiß ist es, daß sie ihm keine Freude mehr zu machen scheint, und daß er sich wenig um die Weiber beschäftigt. Er kommt oft nach Paris, und ist vielleicht jetzt hier.“ — Die Prinzessin erröthete bey seinem Namen, lenkte das Gespräch auf etwas anders, und die Frau von Martigues bemerkte ihre Verwirrung nicht.

Den andern Tag ging die Prinzessin, da sie Beschäftigungen suchte, die ihrer Lage angemessen waren, zu einem Künstler in ihrer Nachbarschaft, der vorzüglich schöne Arbeiten in Seide machte. Sie war Willens, ähnliche verfertigen zu lassen; und nachdem man ihr einige Muster gezeigt hatte,

bemerkte sie ein Zimmer, wo sie noch eine andere Niederlage davon vermuthete, und bat, daß man sie hineinführen möchte. Der Herr vom Hause erwiederte, daß er den Schlüssel nicht dazu hätte: ein junger Mann, der zuweilen käme, um die Gärtenpartieen und Häuser zu zeichnen, die er aus demselben sehen könnte, hätte es für sich gemiethet. Es ist ein feiner Mann, setzt' er hinzu: dem man es nicht zutraut, daß er sich durch seiner Hände Arbeit nähren müßte. So oft er kommt, sieht er die Gärten und Häuser an, aber arbeiten seh ich ihn nie.

Die Prinzessin hörte ihm aufmerksam zu. Die Aeußerung der Frau von Martigues, daß der Herzog oft nach Paris käme, schloß sich in ihrer Phantasie an den jungen Mann, der oft in ihre Nachbarschaft kommen sollte, und unwillkührlich stand der Herzog vor ihrer Seele, wie er nach ihr sähe, und ihr Herz gerieth in eine Bewegung dabey, deren Grund ihr nur dunkel vorschwebte. Sie ging nach dem Fenster, um zu wissen, wo sie hinausgingen, und sie fand, daß man an denselben ihren Garten und ihre Wohnzimmer hüten

konnte. Von ihrem eigenen Zimmer aus konnte sie ebenfalls genau die Fenster sehen, welche zu dem Zimmer des erwähnten Unbekannten gehörten. Der Gedankee, daß dieser der Herzog sey, veränderte ihre ganze Stimmung. Die schwermüthige Ruhe, die ihr allmählig eigen geworden war, verschwand; sie fühlte sich peinlich bewegt, und da sie nicht mit sich selbst allein bleiben konnte, fuhr sie nach einem Garten in einer der Vorstädte, wo sie allein zu seyn glaubte, um frische Luft zu schöpfen. Sie fand, daß sie sich nicht geirrt hätte, und ging eine ziemliche Weile in dem Garten umher, ohne daß noch jemand in demselben zu seyn schien.

Sie kam in ein kleines Gehölz, und bemerkte am Ausgang einer Allee, an einer Stelle, welche die entlegenste des Gartens war, eine Art von Kabinett, das nach allen Seiten offen war, und sie ging auf dasselbe zu. Als sie näher kam, sah sie eine Mannsperson, die auf einer Bank lag, und in tiefem Nachdenken versunken zu seyn schien. O, wie ward ihr, als sie in derselben den Herzog erkannte! Sie stand plötzlich still, aber ihre Be-

dienten, die ihr folgten, machten ein Geräusch, das den Herzog aufschreckte. Ohne sich umzusehen, ging er aus dem Kabinett nach der entgegen gesetzten Seite hin, schlug eine Seitenallee ein, und verschwand.

Wenn er gewußt hätte, Wen er vermiede! Wie würde er zurückgeflogen seyn! Er ging die Allee hinunter, und die Prinzessin sah ihn durch eine Hinterthür hinausgehen, an welcher ihn sein Wagen erwartet hatte. Welch eine Veränderung brachte dieser einzige Augenblick in ihrem Herzen hervor! Ihre alte Leidenschaft erwachte mit erneuerter Stärke. Sie setzte sich auf dieselbe Stelle, wo der Herzog gesessen hatte, und blieb dort, wie überwältigt von ihren Gefühlen, in sich versunken! Er trat vor das Auge ihrer Seele zurück, liebenswürdiger als alles um ihn her, voll Liebe, Ehrfurcht und Treue für sie, unbekümmert um alle übrigen Weiber, achtungsvoll gegen ihren Kummer, bestrebt sie zu sehen, ohne Anspruch, von ihr gesehen zu werden, entfernt von dem Hofe, dessen Leben er ist, um die Mauren anzublicken, die sie einschlossen, um an einem Orte schwärme-

risch zu sinnen, wo er nicht erwarten konnte, sie zu sehen! Und endlich, als ein Mann, der schon durch seine Anhänglichkeit Gegenliebe verdiente, zu dem ihr Herz selbst sie so lebhaft zog, den sie geliebt haben würde, selbst wenn er sie nicht geliebt hätte, und der zu dem allen an Rang und Glanz ihr nichts nachgab! Pflicht und Tugend, kein Hinderniß sonst, waren ihr noch im Wege, und nichts war von ihrer vorigen Lage noch übrig, als des Herzogs Liebe zu ihr und ihre Liebe zu ihm!

Diese Vorstellungen waren ihr alle ganz neu, Die Betrübniß über den Tod ihres Gemahls hatte sie genug beschäftigt, um sie nicht darauf fallen zu lassen; aber der Anblick des Herzogs zog sie stürmisch herbey. Doch, wenn sie eine Weile darin verloren gewesen war, und der Gedanke wieder emporkam, daß dieser Mann, dem sie ihre Hand jetzt geben könnte, eben der sey, den sie zu Lebzeiten ihres Gemahls geliebt, der den Tod desselben veranlaßt, und dem dieser seine Stelle bey ihr zu hinterlassen gefürchtet hätte: so ward ihre strenge Tugend empört, und sie fand, daß es kein kleineres Verbrechen sey, sich nach dem Tode ihres

Gemahls mit ihm zu vermählen, als ihn bey dessen Lebzeiten zu lieben. Sie überließ sich diesen Betrachtungen, die ihrem Glücke so entgegengesetzt waren, und gab ihnen neues Gewicht durch Gründe, die ihrer Ruhe und die Uebel angingen, welche sie bey einer Vermählung mit dem Herzog voraus zu sehen glaubte; und endlich, nachdem sie zwey Stunden auf derselben Stelle zugebracht hatte, fuhr sie nach Hause zurück, völlig darüber einig mit sich, daß sie seinen Anblick als etwas fliehen müßte, das ihrer Pflicht gänzlich zuwider wäre.

Aber diese Ueberzeugung, die ein Werk ihrer Vernunft und Tugend war, haftete nicht in ihrem Herzen. Dieses zog sie gewaltsam zu dem Herzog, und versetzte sie in einen Zustand, der inniges Mitleid verdiente. Keine Ruhe mehr für sie. Sie brachte eine der grausamsten Nächte zu, und ihr erstes Gefühl den folgenden Morgen, war Neugier zu wissen, ob nicht jemand an dem Fenster wäre, das nach ihrem Zimmer sah. Sie ging und sah — den Herzog! Sein Anblick wirkte unwiderstehlich auf sie, und sie trat mit einer

Uebereilung vom Fenster zurück, die ihn überzeugte, daß sie ihn erkannt haben müßte. Oft hatte er dieß gewünscht, seitdem seine Liebe ihm dieß Mittel, sie zu sehen, zugeführt hatte; und wenn er dann diesen Wunsch nicht erfüllt sah, war er in jenen Garten gegangen, um ungestört seinen Schwärmereyen nachzuhängen.

Dieser Zustand ward ihm mit jedem Tage peinlicher, und er beschloß, noch ein Mittel zu versuchen, um über sein Schicksal ins Klare zu kommen. Er glaubte, daß ihn nichts mehr abhalten könnte, dem Vidame von seiner Liebe zu sagen. Er beschloß, sich ihm zu entdecken, und ihm seine Absichten auf seine Nichte kund zu thun.

Der Vidame war gerade um diese Zeit in Paris. Er that ihm ein aufrichtiges Geständniß von allem, was er ihm bis jetzt geheim gehalten hatte, doch ohne ihm von den Gefühlen der Prinzessin für ihn zu sagen, von denen er nicht unterrichtet scheinen wollte.

Der Vidame nahm seine Erklärung mit lebhafter Freude auf, und versicherte ihn, daß er, ohne sein innerstes Herz zu kennen, oft darauf

gefallen sey, ob nicht seine Nichte das einzige Weib sey, das seiner werth wäre. Der Herzog bat ihn, ihm Gelegenheit zu verschaffen, daß er mit ihr sprechen, und ihre Gesinnungen erforschen könnte.

Der Vidame wollte ihn zu ihr führen; aber er glaubte, es würde ihr auffallen, weil sie noch für niemand sichtbar war. Sie wurden einig, daß sie der Vidame unter irgend einem Vorwande zu sich bitten, und daß sodann der Herzog sich auf einer geheimen Treppe dazu finden sollte, um von niemand bemerkt zu werden. Dieß geschah. Die Prinzessin kam, der Vidame ging ihr entgegen, und führte sie in ein großes Kabinett, das hinter seinem Wohnzimmer war. Kurz nachher kam der Herzog als wie von ungefähr. Die Prinzessin ward durch seinen Anblick überrascht, erröthete, und suchte es zu verbergen. Der Vidame sprach anfangs von gleichgültigen Dingen, und entfernte sich nachher, als ob er seinen Leuten etwas zu sagen hätte. Er bat die Prinzessin, die Honneurs seines Hauses zu machen, er würde den Augenblick zurückkommen.

Es läßt sich nicht mit Worten ausdrucken, was der Herzog und die Prinzessin wechselsweise jetzt fühlten, da sie sich das erstemal unter vier Augen sehen und sprechen konnten. Sie blieben eine Zeitlang verlegen und stumm. Endlich nahm der Herzog das Wort:

Werden Sie es dem Vidame verzeihen, hub er an: daß er mir eine Gelegenheit gibt, Sie zu sehen und zu unterhalten, die Sie selbst mir immer so unerbittlich versagt haben?

„Ich darf es ihm nicht verzeihen, daß er vergessen hat, in welcher Lage ich jetzt bin, daß er meinen Ruf in Gefahr setzt:“ erwiederte sie, und wollte sich entfernen; aber der Herzog hielt sie zurück.

Fürchten Sie nichts, rief der Herzog: Niemand weiß, daß ich hier bin, und Ueberraschung ist nicht zu besorgen. O, hören Sie mich an! Und kann es nicht aus einem Gefühle von Gütigkeit seyn, so sey es aus Liebe für Sie selbst, und um sich vor den seltsamen Schritten in Sicherheit zu setzen, zu denen mich eine ungestüme Leidenschaft hinreißen wird.

Die

Die Prinzessin überließ sich zum erstenmal dem Zuge, der für ihn in ihrem Herzen sprach. Sie sah ihn mit Blicken voll sanfter Güte an:

„Und was hoffen Sie von der Gefälligkeit, um die Sie mich bitten? Es wird Sie vielleicht reuen, mich darum gebeten, und ich selbst werd' es bereuen, sie Ihnen gewährt zu haben. Sie sind eines bessern Schicksals werth, als das ist, das Sie bis jetzt gehabt haben, und das sich nicht ändern kann, wenn Sie es nicht anderwärts zu verbessern suchen.“

Anderwärts? Ich? Gibt es noch wo, und gibt es außer dem Glücke, von Ihnen geliebt zu seyn, noch ein anderes? Zwar hab' ich Ihnen nie etwas von meiner Liebe gesagt, aber ich kann nicht glauben, daß sie Ihnen unbekannt sey, daß Sie dieselbe nicht für die wahreste, für die feurigste halten sollten. Durch wie viele Proben ist sie gegangen, um die Sie nicht wissen! Und auf welche Probe setzten Sie sie durch Ihre strenge Zurückhaltung!

Die Prinzessin nahm einen Stuhl, und setzte sich:

„Weil Sie wollen, daß ich mich erklären soll, so sey es, und ich will es mit einer Aufrichtigkeit thun, die Sie selten bey unserm Geschlechte finden werden. Ich sage Ihnen nicht, daß ich Ihre Anhänglichkeit nicht bemerkt hätte, Sie würden es mir nicht glauben: ich gesteh Ihnen also, daß ich sie bemerkt und so bemerkt habe, als Sie wünschen konnten, daß ich Sie bemerkte.“ —

Und wenn Sie sie bemerkten, war es möglich, daß Sie unbewegt dabey bleiben konnten? Und darf ich fragen, ob sie gar keinen Eindruck auf Ihr Herz machte?

„Das haben Sie nach meinem Betragen bestimmen können; aber ich möchte wissen, was Sie davon gedacht hätten.“

Meine Lage müßte glücklicher seyn, wenn ich dieses sagen dürfte; und mein Schicksal hat zu wenig Gleichheit mit dem, was ich sagen würde. Alles, was ich Ihnen gestehen darf, ist, daß ich von Herzen wünschte, Sie hätten dem Prinzen von Cleves nicht entdeckt, was Sie vor mir ge-

heim hielten, und ihm nicht gesagt, was Sie mir verschwiegen. —

„Wie haben Sie erfahren,“ unterbrach ihn die Prinzessin erröthend: „daß ich mich dem Prinzen entdeckt hätte?“

Von Ihnen selbst, Madame. Aber um mir zu verzeihen, daß ich mich so zudringlich hinzu wagte, Sie zu hören, erinnern Sie sich: ob ich mißbrauchte, was ich gehört hatte, ob meine Hoffnungen kühner dadurch wurden, ob ich seit dem Augenblicke mich zuversichtlicher an Sie drängte?

Nun erzählt' er ihr, wie er ihrer Unterredung mit ihrem Gemahl zugehört hatte; aber sie unterbrach ihn bald:

„Nicht weiter! Ich sehe nun, wie Sie Alles so genau wissen konnten. Sie schienen mir damals bey der Königin Dauphine nur zu gut davon unterrichtet. Sie wußte das Ganze von denen, die es von Ihnen wußten.“

Der Herzog erzählte ihr nun, wie es eigentlich damit zugegangen wäre. Sie nahm das Wort wieder:

„Entschuldigen Sie sich nicht. Ich hab' es Ihnen längst verziehen, ohne daß ich den wahren Verlauf wußte. Da Sie aber durch mich selbst wissen, was ich Ihnen Zeitlebens verbergen wollte, so gesteh ich Ihnen, daß Sie mir Gefühle eingeflößt haben, die mir, eh' ich Sie sahe, unbekannt waren, und deren Wesen so überraschend auf mich wirkte, daß doppelt peinliche Unruhen mich befielen. Ich thue Ihnen dieß Geständniß mit weniger Beschämung jetzt, da ich es ohne Verbrechen kann, und da Sie gesehen haben, daß mein Betragen nicht von meinen Gefühlen geleitet und bestimmt würde.“ —

Der Herzog warf sich ihr plötzlich zu Füßen.

Und ich, rief er: ich sollte nicht vor Freude und Entzücken zu Ihren Füßen sterben?

„Ich sage Ihnen doch nur,“ erwiederte sie lächelnd: „was Sie schon zu gut wissen.“

O, welch ein Unterschied, es nur durch Zufall zu wissen, und es aus Ihrem eigenen Munde zu hören! So darf ich es also wissen?

„Ja, Sie sollen es wissen, und es thut mir wohl, daß ich es Ihnen sagen kann. Und vielleicht, ich weiß es nicht, vielleicht sag ich es Ihnen mehr aus Liebe zu mir, als zu Ihnen. Denn in der That, dieß Geständniß wird zu nichts führen, und ich werde auf dem Wege fortgehen, den mir die strenge Beobachtung meiner Pflicht vorschreibt.“ —

Unmöglich! Keine Pflicht bindet Sie mehr! Sie sind frey! Und wenn ich dürfte, so sagt' ich Ihnen, daß es nur von Ihnen abhängt, sich einer andern Pflicht zu unterwerfen, die Sie einst bestimmen kann, mir die Empfindungen zu bewahren, die Sie für mich nähren.

„Meine Pflicht untersagt mir, je an jemand zu denken; am wenigsten unter allen an Sie, und dieß aus Gründen, die Sie nicht wissen.“

Und wenn ich sie wüßte? Aber sie sind nicht gültig. Ich meyne, zu wissen, daß der Prinz von Cleves mich für glücklicher hielt, als ich wirklich war, und daß er sich einbildete, Sie hießen

den seltsamen Schritt gut, zu dem mich meine Leidenschaft drang.

„Lassen Sie dieses Abenteuer unerwähnt; der Gedanke daran ist mir unerträglich, beschämt mich, und ist mir seiner Folgen wegen über alles schmerzlich. Es ist nur zu gewiß, daß Sie Schuld an dem Tode des Prinzen von Cleves sind. Der Argwohn, den Ihr unüberlegter Schritt ihm erweckte, raubte ihm das Leben, so gut, als ob Sie es ihm mit eigner Hand geraubt hätten. In den Augen der Welt ist dieß nicht einerley; aber in meinen ist dazwischen kein Unterschied.“ —

O, Madame, was für ein Phantom von Pflicht schaffen Sie sich da! Ein Gedanke, wie dieser, sollte Sie verhindern, einen Mann glücklich zu machen, der Ihnen nicht gleichgültig ist? Alle meine schönen Aussichten, meine herrlichsten Träume sollten durch selbst geschaffene Hindernisse vernichtet werden! O, Sie vergessen, daß Sie mich unter allen übrigen Männern ausgezeichnet, oder vielmehr, daß Sie mich nie ausgezeichnet haben! Sie waren in Ihrem eigenen Herzen irre, und ich — ich schmeichelte mir bloß!

„Nein, Sie schmeichelten sich nicht bloß. Die Antriebe meiner Pflicht schienen mir vielleicht nicht so dringend, wenn ich Sie nicht ausgezeichnet hätte, und gerade dieß bringt mir die Unruhe vor das Auge, die mir eine Verbindung mit Ihnen zuziehen würde.“

Ich kann nicht darauf antworten, wenn Sie äußern, daß Sie Unruhen fürchten; aber ich gesteh Ihnen, daß diese Einwendung nach allem, was Sie voll Güte gegen mich geäußert haben, über alles hart ist.

„Sie kann Sie so wenig beleidigen, daß es mir sogar schwer geworden ist, sie Ihnen zu sagen.“

O, was können Sie noch fürchten, das zu schmeichelhaft für mich wäre, nachdem Sie mir so etwas gesagt haben!

„Ich will fortfahren, und noch einmal mit meiner vorigen Offenherzigkeit sprechen. Ich will mich sogar über die Zurückhaltung hinwegsetzen, die ich bey dieser ersten Erklärung mit Ihnen be-

obachten sollte. Aber ich bitte Sie, hören Sie mich an, ohne mich zu unterbrechen:

„Ich glaube Ihrer Anhänglichkeit für mich, die unbefriedigende Belohnung schuldig zu seyn, daß ich Ihnen keines meiner Gefühle verberge, und sie Ihnen sehen lasse, wie sie sind. Vielleicht ist es das einzigemal in meinem Leben, daß ich mich dieser Freyheit bemächtige; aber ich kann Ihnen nicht ohne Beschämung gestehen, daß die Gewißheit, nicht immer so wie jetzt geliebt werden zü können, mir solch ein fürchterliches Unglück scheint, daß ich, selbst wenn mir Pflicht keine unübersteiglichen Hindernisse entgegen setzte, mich doch kaum würde entschließen können, mich demselben auszusetzen. Ich weiß, daß ich frey bin, daß Sie es sind, und daß alles übrige so ist, daß die Welt vielleicht nicht Ursache hätte, es Ihnen, und noch weniger mir, zu verdenken, wenn wir eine dauernde Verbindung eingingen; aber behalten die Männer auch Liebe bey dauernden Verbindungen? Soll ich hoffen, daß um meinetwillen Wunder geschähen? Und könnt' ich es je dahin

bringen, diese Leidenschaft aus meinem Herzen zu verbannen, die das Glück meines Lebens seyn würde? Der Prinz von Cleves war vielleicht der einzige Mann, der nach der Hochzeit noch Liebe zu behalten fähig war. Mein Schicksal wollte nicht, daß ich dieß Glück nutzen sollte, und vielleicht wäre auch wohl seine Liebe erloschen, wenn er Gegenliebe bey mir gefunden hätte. Aber mir bleibt dieß Mittel nicht, mir die Ihrige zu erhalten; ich glaube sogar, daß bloß die Hindernisse Sie beständig erhielten; Sie fanden ihrer genug, um zu streben, sie zu übersteigen, und mein unwillkührliches Benehmen, mit Umständen verbunden, die der Zufall Ihnen zuführte, gaben Ihnen Hoffnung genug, um sich nicht abschrecken zu lassen." —

Nein, Madame, ich kann Sie nicht ausreden lassen. Sie sind zu ungerecht gegen mich, und Sie zeigen mir nur zu deutlich, wie wenig Sie mir zutrauen. —

„Ich gestehe, daß Leidenschaft mich leiten, aber nie verblenden kann. Nichts kann mir die

Ueberzeugung rauben, daß Sie mit dem entschiedensten Hange zur Galanterie geboren, daß Sie mit allen Vorzügen begabt sind, die Ihnen Glück darin verschaffen können. Sie haben schon mehrmals geliebt, Sie würden es auch in Zukunft, Sie würden in mir nicht mehr Ihr ganzes Glück finden, ich würde sehen, daß Sie einer Andern Das wären, was Sie mir waren, das würde mich tödlich schmerzen, und ich wäre nicht sicher, daß mich nicht die Eifersucht mit allen ihren Qualen befiele. Ich habe Ihnen schon so viel gesagt, also hören Sie auch dieß noch: daß Sie mich dieselbe schon haben fühlen lassen, und daß ich jenen Abend grausam litt, als mir die Königin Dauphine den Brief der Frau von Themines gab, der an Sie geschrieben seyn sollte. Der Eindruck davon ist mir geblieben, und er zeigte mir, daß es das fürchterlichste aller Uebel sey. Alle Weiber, sey es aus Geschmack oder Eitelkeit, möchten Sie gern fesseln; es sind nur wenige, denen Sie nicht gefielen; meine Erfahrung würde mir sagen, daß es keine einzige gibt, der Sie nicht gefielen. Beständig würde ich glauben, Sie liebten und würden

geliebt, und nicht immer würde ich irren; und doch würde mir in diesem Falle kein anders Mittel bleiben, als dulden, und vielleicht würde ich mich nicht einmal beklagen. Einem Liebhaber macht man Vorwürfe, aber macht man sie einem Gemahl, wenn man ihm bloß nachsagen kann, daß seine Liebe verschwunden ist? Und könnte ich mich auch an dieß Unglück gewöhnen, würd' ich es an das können, daß ich immerfort glauben würde, der Prinz von Cleves klagte Sie seines Todes an, machte mir Vorwürfe, daß ich Sie geheurathet hätte, zeigte mir, was für ein Unterschied zwischen seiner und Ihrer Anhänglichkeit für mich wäre! Nein, nein, es ist unmöglich, sich über Gründe von diesem Gewicht hinwegzusetzen. Ich muß bleiben, wie ich bin, ich muß meinem Vorsatze treu bleiben, nie und nimmer meine jetzige Lage zu verändern! Ich fühle, daß ich meine Neigung zu Ihnen nie werde unterdrücken können, sie wird mich unglücklich machen, und ich werde mich Ihrem Anblicke entziehen, so gewaltsam ich mich auch dazu werde zwingen müssen! Ich beschwöre Sie, bey der ganzen Gewalt, die ich über Sie habe,

suchen Sie nie Gelegenheit, mich zu sehen. Ich bin in einer Lage, die mir ein Verbrechen aus allem macht, was mir zu jeder andern Zeit, unter jeden andern Umständen erlaubt wäre, und schon allein der Wohlstand verbietet uns allen Umgang. Leben Sie wohl! Das war eine Konversation, die mich beschämt. Erzählen Sie dem Vidame davon: ich erlaub' es Ihnen, ich bitte Sie darum!"

Mit diesen Worten stand sie auf, und entfernte sich. Der Herzog streckte auf den Knieen, und in Thränen die Hände nach ihr aus. Sie fand den Vidame im nächsten Zimmer. Er sah sie so bestürzt, daß er nicht mit ihr sprechen wollte, und er begleitete sie stillschweigend zu ihrem Wagen. Sodann ging er zum Herzoge zurück, den tausend entgegengesetzte Gefühle wechselsweise folterten und erheiterten. Es dauerte lange, eh ihn der Vidame vermögen konnte, ihm die Unterredung mitzutheilen. Er that es endlich, und der Vidame mußte das Tugendgefühl, den Verstand und den Edelmuth seiner Nichte in ihrem ganzen Triumph anerkennen. Sie überlegten, was der

Herzog zu hoffen hätte; und dieser, so besorgt ihn seine Liebe auch machte, war mit dem Vidame der Meynung, daß die Prinzessin unmöglich auf ihrem Vorsatz beharren könnte. Sie beschlossen indessen zu thun, was sie verlangt hatte, in der Besorgniß, daß die Welt seine Liebe zu ihr inne werden, und daß sie, auf einen Wink darüber, bindende Erklärungen dagegen thun möchte, die sie behaupten würde, aus Furcht, daß man glauben möchte, sie hätte ihn schon zu Lebzeiten ihres Gemahls geliebt.

Der Herzog entschloß sich, mit dem Könige zu gehen. Es war eine Reise, von der er sich auch nicht schicklich losmachen konnte, und er beschloß, sich zu entfernen, ohne selbst die Prinzessin von der Stelle aus noch einmal zu sehen, wo er sie so oft gehütet hatte. Er bat den Vidame, mit ihr zu sprechen. Was gab er ihm nicht alles an sie auf! Wie viel Gründe, sie umzustimmen, und ihre Bedenklichkeiten zu heben! Der größte Theil der Nacht verging, eh' er dem Vidame Ruhe ließ.

Auch die Prinzessin fand keine. Es war ihr so neu, sich des vorigen Zwanges entledigt, zum erstenmal in ihrem Leben angehört, daß man sie liebte, zum erstenmal gesagt zu haben, sie liebte, daß sie sich selbst unkenntlich war. Sie erstaunte über den Schritt, sie bereuete ihn, sie freuete sich darüber wechselsweise. Alle ihre Empfindungen athmeten Leidenschaft und Unruhe. Sie ging noch einmal die Gründe durch, die ihre Pflicht ihrem Glück entgegen stellte; es schmerzte sie, daß sie dieselben so dringend fand, und es reuete sie, daß sie dieselben dem Herzoge so übereilt dargestellt hatte. Ob ihr gleich der Gedanke, sich mit ihm zu verbinden, gleich damals gekommen war, als sie ihn in dem Garten sah, hatte er doch nicht so lebhaft auf sie gewirkt, als die Unterredung mit ihm, und es gab Augenblicke, wo sie kaum begreifen konnte, daß sie durch eine Verbindung mit ihm unglücklich werden könnte. Sie hätte sich gern überzeugen mögen, daß sie bey ihren Bedenklichkeiten über das Vergangene und bey ihrer Besorgniß über das Zukünftige irre gewesen wäre. Wiederum stellten ihr Vernunft und Pflicht das

Ganze umgekehrt dar, und rissen sie bald wieder zu dem Vorsatze zurück, sich nicht wieder zu verheirathen, und den Herzog nie wieder zu sehen; aber dieser Vorsatz war schwer in einem Herzen zu befestigen, in welchem der erste Genuß der Liebe mit sanften Ahndungen lebte. Endlich ward sie, um sich etwas zu beruhigen, dahin mit sich einig, daß es noch nicht dringend nöthig sey, so schmerzlich gegen sich selbst zu kämpfen, da ihr der Wohlstand noch Zeit genug ließe, sich zu bestimmen; aber sie setzte sich fest vor, mit dem Herzoge durchaus keinen Umgang zu unterhalten. Der Vidame besuchte sie, und redete ihm aus allen Kräften das Wort; aber er vermocht' es nicht über sie, daß sie das Benehmen änderte, welches sie sich in Absicht seiner vorgeschrieben hatte. Sie erklärte, daß ihr Vorsatz sey, ihre jetzige Lage nicht zu verändern: sie wüßte, daß dieser Vorsatz schwer aufrecht zu erhalten wäre, aber sie hoffte Kraft genug dazu zu haben. Sie zeigte ihm so klar, wie tief sie von dem Gedanken, daß der Herzog Ursache an ihres Gemahls Tode gewesen, durchdrungen, und wie fest sie überzeugt sey, sie handelte durch eine Ver-

mählung mit ihm wider ihre Pflicht, daß der Vidame fürchtete, es möchte unmöglich seyn, denselben bey ihr zu unterdrücken. Er sagte dem Herzog nicht, was er dachte, er ließ ihm vielmehr so viel Hoffnung, als die Vernunft einem Manne lassen muß, der geliebt wird.

Sie reis'ten den andern Tag ab, um sich an den König zu schließen. Der Vidame schrieb an die Prinzessin auf Bitten des Herzogs, und sprach noch einmal für ihn; und in einem zweyten Briefe, der gleich auf den ersten folgte, standen einige Zeilen von des Herzogs eigner Hand; aber da sie von den Regeln, die sie sich vorgeschrieben hatte, nicht abgehen wollte, da sie fürchtete, der Zufall könnte diese Briefe in unrechte Hände führen: so meldete sie dem Vidame, daß sie die seinigen nicht annehmen würde, wenn er ferner darin vom Herzoge spräche, und sie erklärte dieß so nachdrücklich, daß letzterer ihn selbst bat, seiner nicht mehr zu erwähnen.

Die Prinzessin blieb während seiner Abwesenheit sich selbst überlassen, und in dem Maße, daß

sie

sie von ihm und von allem, was sie an ihn hätte erinnern können, entfernt blieb, kam das Andenken an ihren Gemahl, das zu bewahren ihr Stolz war, in ihr Herz zurück. Ihre Gründe, den Herzog nicht zu heirathen, schienen ihr stark von Seiten ihrer Pflicht und unüberwindlich von Seiten ihrer Ruhe. Die vermuthliche Erkaltung seiner Liebe, die Pein der Eifersucht, die sie mit einer Vermählung verbunden glaubte, zeigte ihr aus der Ferne ein gewisses Unglück, dem sie entgegenginge; aber wiederum sah sie auch, daß sie Unmöglichkeiten unternahm, wenn sie unter den Augen des liebenswürdigsten Mannes, den sie liebte, auf ihrem Entschluß beharren, und in einer Sache beharren wollte, die weder die Tugend noch den Wohlstand beleidigte. Sie fand, daß nur Abwesenheit ihr einige Kraft geben könnte, und daß sie dieser bedürfte, nicht bloß um ihrem Vorsatze treu zu bleiben, sondern selbst dazu, daß sie sich den Anblick des Herzogs versagte. Sie entschloß sich zu einer Reise, die so lange dauerte, als der Wohlstand Zurückgezogenheit von ihr verlangte. Ein großes Landgut, das sie nach den

Pyrenäen hin besaß, schien ihr der bequemste Ort dazu. Sie reis'te wenige Tage darauf ab, und schrieb noch vorher an den Vidame einen Brief, worin sie ihn beschwor, sich nicht um sie zu bekümmern, und ihr nicht zu schreiben.

Der Herzog war über diese Reise so betrübt, wie ein Anderer über den Tod seiner Geliebten kaum gewesen seyn würde. Der Gedanke, auf eine lange Zeit ihrer beraubt zu seyn, erweckte ihm tödlichen Kummer, besonders zu einer Zeit, wo er das Entzücken hatte, sie zu sehen, sie von seiner Liebe gerührt zu wissen. Die Prinzessin ward gleich nach ihrer Ankunft gefährlich krank, sie erholte sich zwar wieder, aber eine auszehrende Schwermuth blieb ihr zurück, die wenig Hoffnung auf längeres Leben übrig ließ.

In diesem Zustande, wo sie den Tod so nahe vor Augen hatte, fing sie an, die Gegenstände mit andern Blicken anzusehen, als es bey voller Gesundheit zu geschehen pflegt. Die Noth-

wendigkeit eines nahen Todes gewöhnte sie daran, sich allmählig von den Gegenständen um sie her zu entwöhnen, und die lange Dauer ihrer Krankheit machte dieß bey ihr zur Gewohnheit. Als sie sich etwas erholte, fand sie zwar, daß der Herzog immer noch nicht aus ihrem Herzen verschwunden sey; aber sie rief alles zu Hülfe, um sich wider ihn zu vertheidigen, und in ihrem Innern erhoben sich schwere Kämpfe. Endlich aber besiegte sie den Rest der Liebe, welche durch die Erschlaffung der Krankheit schon angegriffen war, durch den Gedanken an den Tod, der ihr das Andenken ihres verstorbenen Gemahls noch näher rückte. Dieses stimmte mit ihrer Pflicht, und sie schloß sich ringend fest an beyde. Bey ihrer schwachen Gesundheit wurde es ihr leichter, dieser Empfindungen Meister zu bleiben; da sie aber wußte, was Gelegenheit über die weisesten Entschließungen vermag, so zog sie sich, um diese Gefahr zu vermeiden, in ein Kloster zurück, doch ohne ausdrücklich zu erklären, daß sie dem Hofe ganz entsagen wollte.

Bey der Nachricht davon fühlte der Herzog das Entscheidende dieses Zurückzugs von der Welt. Er überzeugte sich jetzt, daß ihm keine Hoffnung übrig bliebe; aber der Verlust derselben verhinderte ihn nicht, alles in Bewegung zu setzen, daß die Prinzessin in die Welt zurück träte. Er vermochte die Königin Dauphine, er vermochte den Vidame, an sie zu schreiben, aber vergebens. Der Vidame reis'te sogar zu ihr, sprach mit ihr, und sie sagte ihm nicht, daß sie einen bestimmten Entschluß gefaßt hätte; aber er schloß aus allem, daß sie nie zurückkommen würde. Endlich reis'te der Herzog noch selbst zu ihr, unter dem Vorwande, die Bäder zu besuchen. Sie war sehr unruhig und bestürzt über seine Ankunft. Sie ließ ihm durch eine vertraute Freundin sagen, daß sie ihn bäte, es nicht seltsam zu finden, wenn sie sich der Gefahr nicht aussetzte, ihn zu sehen und zu sprechen, und durch seine Gegenwart Vorsätze umzustoßen, die sie unverbrüchlich bewahren müßte: gern gäbe sie ihm noch kund, daß jetzt, da Pflicht und Sorge für ihre Ruhe sich ihrer

Neigung unüberwindlich entgegensetzten, alle andere Dinge in der Welt ihr gleichgültig wären, daß ihre Blicke jenseit des Grabes hinüber fielen, und daß ihr weiter kein Wunsch übrig bliebe, als ihn bey gleichen Gesinnungen zu sehen.

Der Herzog wollte bey dieser Erklärung vor Schmerz vergehen. Er bat ihre Freundin mehr als einmal dringend, zur Prinzessin zurück zu gehen, und ihm eine Zusammenkunft mit ihr zu verschaffen; aber sie erklärte, daß die Prinzessin ihr nicht bloß untersagt hätte, ihr irgend etwas von ihm wieder zu sagen, sondern ihr sogar die Erzählung von seiner Zusammenkunft mit ihr zu ersparen. So mußte er also abreisen, eines Schmerzes voll, wie ihn ein Mann fühlen mußte, der alle Hoffnung verlor, ein Weib je wieder zu sehen, die er mit heftiger, wahrer, erwiederter Leidenschaft anbetete. Indessen ließ er sich doch noch nicht ganz abschrecken, und setzte noch einmal alle ersinnliche Mittel in Bewegung, sie von ihrem Vorsatze abzulenken. Endlich aber, als Jahre vorbeyge-

laufen waren, milderten Entfernung und Zeit seinen Schmerz, und erlöschte allmählig seine Leidenschaft. Die Prinzessin lebte so, daß kein Schein zurückblieb, sie möchte je ihren Entschluß ändern. Sie brachte den einen Theil des Jahres in dem erwähnten Kloster, und den andern auf ihren Gütern zu; aber immer in einer Zurückgezogenheit und unter Beschäftigungen, die strenger waren, als in den strengsten Klöstern, und ihr Leben, das nur zu bald verlief, both Beyspiele einer schwer nachzuahmenden Tugend dar.

Berlin, gedruckt bey J. G. Langhoff.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafayette

Gesammlete Romane

Bd.: 3

1794

Coburg, Landesbibliothek -- D II 8/39
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940484-1